Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

VII.

Fürſt Metternich.

Von

Ludwig Haeuſſer.

Adolf Schmidt, Zeitgenöſſiſche Geſchichten. Berlin, 1859.

K. A. Varnhagen von Enſe. Neunter Band. Leipzig, 1859.

Die Verwandtſchaft des Stoffes iſt es, vermöge der wir zwei ſonſt in Anlage und Character ganz verſchiedene Bücher zuſammenbringen. Das eine der beiden Werke iſt die Arbeit eines ernſten und bewährten Forſchers, die namentlich in ihrer zweiten Hälfte — Oeſterreich von 1830 bis 1848 — mit dem Anſpruch auftreten darf, über ein dunkles, wenig cultivirtes Gebiet neuerer Geſchichte nicht nur manch werthvolle Aufklärung zu bringen, ſondern überhaupt der Pflege dieſes Stoffes eine wohlthätige Anregung zu geben. Das andere, ein opus posthumum, bringt die Fortſetzung eines wohlbekannten und vielverbreiteten Werkes, deſſen Charakteriſtik im Großen und Ganzen auch durch dieſen neueſten Band nicht weſentlich verändert wird. Es begegnen uns darin die alten Vorzüge: ein reiches vielbewegtes Leben, Berührung und Umgang mit einer Menge von bedeutenden Perſönlichkeiten, eine anmuthig dahingleitende Erzählung und das bewährte Talent, Dinge von verſchiedenem Intereſſe und Werth, Geſchichtliches und Perſönliches, Ernſtes und Scherzhaftes zu einer leichten und anmuthigen Zeichnung zu verbinden.

Auch in dem neunten Bande Varnhagens wird des Intereſſanten Manches geboten, ſowohl für den, der leichte geſchichtliche Lectüre liebt, und ſie zur Unterhaltung ebenſo ſehr wie zur Belehrung wählt, als für andere, die aus dem durchſichtigen Fluß dieſer anziehenden Erzählung das hiſtoriſch Werthvolle hervorſuchen. Nur in Einem unterſcheidet ſich das hinterlaſſene Werk von den früheren des Autors: es iſt in Inhalt und Ausdruck etwas ſtärker colorirt, die ſubjective politiſche Meinung des Verfaſſers tritt unumwunden und lebhafter hervor, als wir es ſonſt von ihm gewohnt waren. Ja es iſt eine gewiſſe Schärfe und Herbheit darin kaum zu verkennen, die ihm früher nicht eigen war, und die ſich wohl erſt unter dem Eindruck der fünfziger Reactionsjahre, in welche die Abfaſſung des Buches fällt, in dieſer Beſtimmtheit ausgebildet hat. Die Zeichnung, die er in dieſem Bande von höfiſchen wie von diplomatiſchen Zuſtänden und Perſönlichkeiten gibt, iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach treu genug, aber ſo wenig gemildert und geſchmeichelt, daß auch eine viel ſchroffere Natur, als die Varnhagens war, ſie wohl entworfen haben könnte. Einzelne Ausfälle laſſen die Einwirkung der Zeit noch bezeichnender erkennen. Dahin gehört z. B. die witzige Bemerkung F. A. Wolfs, man ſolle für das mächtig aufkommende Frommthun nicht mehr das Prädicat „ſalbungsvoll“, ſondern lieber „ſchmierig“ wählen, „denn bei Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen.“ Oder Varnhagens eigner Erguß gegen das „verruchte Streben, dem deutſchen Volke auch die letzte und höchſte Freiheit, die des Geiſtes, zu verkümmern“ — wobei er nicht unterläßt, zu erwähnen, wie durch einen „argliſtigen Judenchriſten in unſern Tagen die Anforderung aufgeſtellt ward: die Wiſſenſchaft müſſe umkehren und alle Erkenntniß ſich der Lichtſcheu und Albernheit ſolcher ſcheußlichen Nachtvögel unterwerfen.“

Der Inhalt des Bandes behandelt Varnhagens diplomatiſche Thätigkeit während ſeiner Miſſion in Karlsruhe, von ſeinem Eintritt in dies Amt bis zu dem Augenblick, wo er, einer allzu innigen Annäherung an die badiſchen Liberalen angeklagt, halb in Ungnade abgerufen ward (1816—1819). Es war eine anſcheinend kleine Sendung, zu der man Varnhagen beſtimmt, aber die Zeit und die eigenthümliche Verwicklung der Verhältniſſe verlieh derſelben eine höhere Bedeutung, als ſich im erſten Moment ahnen ließ. Es traf ſeine Sendung mit

der Krisis zusammen, welche die Existenz des badischen Staates bedrohte. Der territoriale Anspruch der Krone Bayern stellte die Integrität, die Erschlaffung des Regiments im Innern die ganze Zukunft des Staates in Frage. Aus dieser Bedrängniß erwuchs die freisinnige Verfassung Badens; ihrem Entstehen, ihrer ersten Einführung und den parlamentarischen Anfängen des später so vielbewegten Landes hat der Verf. der „Denkwürdigkeiten“ nicht nur äußerlich sehr nahe gestanden, sondern er ist ihnen mit einem subjectiven Interesse gefolgt, dessen undiplomatische Wärme ihm an maßgebender Stelle nicht vergessen worden ist. Traf doch dies Alles zusammen mit der denkwürdigen Zeit des Uebergangs von den Freiheitskriegen zur Politik von Carlsbad; war doch Varnhagen selbst eines der Opfer, die der erste Eifer der siegreichen Reaction forderte und erhielt!

Schon diese Verbindung mannigfaltiger Verhältnisse gibt seiner Erzählung einen reichen und anziehenden Inhalt. In dem badisch-bayrischen Territorialstreit hat Varnhagen, mehr aus eignem Antrieb als auf Weisung seiner Regierung, lebhaft Partei genommen für das badische Interesse und ist darum in manche vertraute Beziehungen näher eingeweiht worden, die der übrigen Diplomatie verschlossen bleiben mochten. Die Persönlichkeit der beiden Regenten Badens, der Großherzoge Carl und Ludwig, die Verhältnisse des Hofes und die Thätigkeit der hervorragendsten badischen Staatsmänner hatte er Gelegenheit genauer kennen zu lernen, als die meisten im Lande selbst eingebürgerten. Dazu kamen denn seine vielfältigen Anknüpfungen mit bedeutenden Männern aus allen Kreisen des Lebens; neben Humboldt, Hardenberg, Tettenborn und Gentz erscheinen Göthe, Uhland, Wessenberg, Oken, Jung-Stilling und Frau von Stäel in dem Zeitgemälde des Verf., der zahlreichen anderen politischen und literarischen Celebritäten nicht zu gedenken, die dem Kreise Varnhagens und Rahels von früher befreundet waren oder ihm in Karlsruhe und Baden näher getreten sind.

Das Bild, das die „Denkwürdigkeiten“ von dem Zustand der höfischen und diplomatischen Kreise entwerfen, sieht sich nicht lockend an; die Leerheit des Hofwesens, das „Jämmerliche und Gleißnerische“ in ihm wird in eben so starken Farben geschildert, wie die Nichtigkeit der diplomatischen Personen, die sich an solch kleineren Höfen zu sammeln pflegen. Die Unwissenheit die in diesem Kreise herrschte, der rohe

Hochmuth und der Mangel an Geschick selbst zu den bescheidenen Staatsgeschäften, die hier in Frage kommen, ist an vielen drastischen Beispielen anschaulich gemacht; das eitle Buhlen um äussere Gunst und Auszeichnung wird bitter genug persiflirt, die zudringliche Geschäftigkeit der diplomatischen Ränkeschmiede gründlich verspottet, die bornirte Verachtung des wissenschaftlichen Verdienstes und der bürgerlichen Freiheit zum Theil in recht ergötzlichen Beispielen veranschaulicht.*) Hie und da klingt wohl die Wahrnehmung durch, daß auch der Erzähler selbst bisweilen es fühlen mußte, wie er in diesem Kreise nur als Gast nicht als Einheimischer angesehen ward; er hat das damals mit manch beißendem Bonmot vergolten und den unklugen Hochmuth es nicht selten empfinden lassen, daß es noch eine andere Aristokratie gibt, als die des diplomatischen Salons. In diesem nachgelassenen Werke aber tritt die Geringschätzung so unumwunden hervor, wie man sie sonst nirgends mit gleichem Nachdruck von diesem so feinen und vorsichtigen Manne ausgesprochen findet; es mag auch hier die Erfahrung späterer Jahre eine herbere Stimmung erzeugt haben. Wenigstens machen Einem die Schilderungen von Personen und Zuständen manchmal den Eindruck einer mit Beispielen illustrirten Ausführung des alten Spruches: quantilla sapientia mundus regitur!

Ob alle die Zeichnungen zutreffend sind, ist nicht leicht zu sagen; nur Wenige standen den Dingen so nahe, wie Varnhagen, um als ebenbürtige Zeugen zu gelten, und unter diesen Wenigen mögen höchstens Einzelne im Stande sein, schriftstellerisch als Zeugen aufzutreten. Im Allgemeinen aber existirt aus jenen Tagen eine ungeschriebene Ueberlieferung, vor deren Urtheil das Bild das die „Denkwürdigkeiten“ geben, im Großen und Ganzen als richtig besteht; im Einzelnen mag es an Stoff zum Ergänzen und Berichtigen nicht fehlen. Eine subjective Vorliebe tritt freilich unverkennbar hervor; sie liegt in der Vertheilung von Licht und Schatten in Schilderung der verschiedenen politischen Parteien. Während die gouvernementalen und diplomatischen Kreise dunkel genug gehalten sind, fällt ein glänzender Schimmer auf die Anfänge des constitutionellen Liberalismus; die Sache selbst wie

*) Wir verweisen statt alles andern nur auf S. 159, 160, 179, 208, 209, 220, 439, 468, 537, 557.

ihre Repräsentanten werden ebenso günstig gezeichnet, wie die andern ungünstig. Diese Ungleichheit im Maße wird auch dem in's Auge fallen, der sonst in der Sache selbst mit dem Verf. der „Denkwürdigkeiten“ auf gleichem Standpunkte steht.

Doch im Folgenden wird sich noch Gelegenheit geben, auf Einzelnes zurückzukommen; für jetzt wenden wir uns zu dem Werke Schmidts, dessen Inhalt fast die bedeutungsvollsten historischen Stoffe der neueren Zeit behandelt.

Das Werk von Schmidt zerfällt in zwei ziemlich gleiche Hälften, deren erste die Geschichte der bourbonischen Restauration bis zum Sturze Karls X., die zweite das vormärzliche Oesterreich hauptsächlich in der Zeit von 1830—1848 behandelt. Als wesentliche Grundlagen seines Buches bezeichnet der Autor handschriftliche Quellen, namentlich die gesandtschaftlichen Depeschen der schweizerischen Geschäftsträger in Paris und Wien, des Herrn von Tschann und des Herrn von Effinger. Beide Diplomaten sind, so weit die mitgetheilten Auszüge urtheilen lassen, Persönlichkeiten gewesen, die sich wenig versucht fühlten, aus der Rolle hervorzutreten, die ihnen ihre geschäftliche Stellung vorzeichnete; sie trieben aus eignem Antrieb keine große Politik, sie blieben nur die aufmerksamen Beobachter, die von jeder bedeutsamen Wendung in der regierenden Sphäre pünktlich Act nahmen. Ihre Mittheilungen über Thatsächliches tragen durchweg das Gepräge der Vorsicht und der Glaubhaftigkeit; ihre Urtheile sind zurückhaltend, indessen auch aus der Scheu, mit ihrer persönlichen Meinung hervorzutreten, ergibt sich doch an mehr als einer Stelle die Wahrnehmung, daß auch die diplomatischen Kreise von Sorgen berührt wurden, wie sie im Kreise der Laien sich regten. Das gilt von den letzten Tagen der Restauration so gut, wie von dem Ausgang Metternichs.

Das größere Interesse wird sich aus nahe liegenden Gründen der zweiten Hälfte der Schmidt'schen Darstellung zuwenden. Die Geschichte der Restauration ist viel bearbeitet, und über den ganzen Zeitraum hat sich das Urtheil hinlänglich festgestellt, daß wohl Aufklärungen im Einzelnen genug, aber neue und durchgreifende Aufschlüsse über das Ganze kaum zu erwarten sind. Die Geschichte Oesterreichs unter Metternich ist dagegen wenig und zum großen Theil nach sehr un-

genügenden Quellen behandelt; wer ſie ſich als Stoff wählt, unternimmt ein ſchwieriges Werk, ja man könnte es ein Wagniß nennen; allein es verdient auch, wenn es auf die rechte Weiſe geſchieht, volle Anerkennung. Natürlich erhebt Schmidt nicht den Anſpruch, eine zuſammenhängende und erſchöpfende Geſchichte zu geben; es ſind eher Epiſoden, die ſich nach der Ergiebigkeit ſeiner Quellen richten. Indeſſen dieſe Quellen ſind an ſich von Werth und ſind es in erhöhtem Grad auf einem Gebiete, wo an vertraulichen Mittheilungen Eingeweihter bis jetzt noch eine ſo unglaubliche Armuth den Geſchichtſchreiber hemmt.

Indem wir dieſen Theil des Schmidt'ſchen Buches eingehender beſprechen wollen, liegt die Verſuchung nahe genug, ſich nicht auf die achtzehn Jahre zu beſchränken, um welche ſich ſeine Darſtellung dreht. Steht doch dieſer letzte Abſchnitt in innigem Zuſammenhang mit der vorangegangenen größeren Periode: läßt ſich doch der Fürſt Metternich der dreißiger und vierziger Jahre kaum richtig würdigen, ohne daß man die Zeit der Kämpfe gegen Napoleon, die Epoche des Wiener Congreſſes und der Blüthe der Reſtaurationspolitik von Carlsbad, Troppau, Laibach, Verona mit hereinzieht. Fürſt Metternich gehört zu den jüngſt verſtorbenen Größen der geſchiedenen erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts; es mag darum wohl an der Zeit ſein, kurze Umſchau zu halten über die geſchichtlichen Materialien, die dem künftigen Darſteller dieſer Zeiten über ſeine Regierungsepoche geboten ſind. Gerade das letzte Jahrzehnt iſt nicht unergiebig geweſen an urkundlicher Ausbeute; die zahlreichen Denkwürdigkeiten und Biographien aus den Zeiten der Fremdherrſchaft und des Befreiungskampfes haben vielfältigen Stoff gegeben zu ſeiner Beurtheilung; dann hat Thiers eine glänzende Apologie ſeiner Politik im Jahr 1813 verſucht, während daneben das Leben Steins ſein Wirken als Friedensvermittler, als „Miniſter der Coalition", als Leiter der Congreßarbeiten und als Schöpfer der Bundesacte eingehend beleuchtet. Für die Zeit der Reſtauration, namentlich ſo weit ſie ſich an die Politik von Troppau und Laibach anknüpft, iſt die neuere italieniſche Geſchichtſchreibung fruchtbar genug geweſen, und über die letzten Jahrzehnte ſeines Wirkens in Oeſterreich haben öſterreichiſche Staatsmänner und Publiciſten wenigſtens einen ſumariſchen Bericht gegeben, den zu ergänzen und durch neues Material zu bereichern ſich Schmidt als Aufgabe geſetzt hat.

Am knappsten zugemessen sind immer noch die Materialien über des berühmten Staatsmannes Jugend und ersten Lehrjahre; dabei sind wir theils auf die schönfärbenden Berichte officiöser Lobredner angewiesen, theils auf die zwar pikanten aber nicht immer durchweg zuverlässigen Skizzen, die Hormayr in seinem bekannten Fragment hinterlassen hat. Indessen darüber stimmen doch die verschiedenen Berichte überein, daß diese Anfänge mehr auf eine anmuthige und verführerische Erscheinung des Salons hindeuteten, als auf den gediegenen Ernst eines Staatsmannes. Den Reiz seiner äussern Erscheinung, die bis an die Schwelle des Greisenalters in Wuchs und Gestalt, in Blick und Bewegung, regelrecht und anmuthig blieb, in welcher durchgängig Maß und Ziel war, hat selbst der Verf. des Fragments mit Wärme geschildert; auch das bekannte Wort von Kaunitz, „ein perfecter Cavalier“ deutet auf dieses Ebenmaß und das Gewinnende seines äusseren Wesens hin. Daß aber ernste Studien oder eine planmäßige Vorbereitung auf die künftige Laufbahn des Staatsmannes hingewiesen hätten, dafür finden wir wenigstens keinen bestimmten Nachweis; es scheint in der That, daß die leichtblütige Art des rheinisch—westfälischen Adels in ihm ganz überwogen und seine Lehrzeit eben vornehmlich in dem mannigfaltigen Zeitvertreib bestanden hat, wodurch der ächte Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts sich zur Vollkommenheit auszubilden pflegte. Indessen eine reiche natürliche Begabung, eine ungemeine Leichtigkeit und Bildsamkeit des Geistes setzt dies doch in jedem Falle voraus, es kamen Tage zäher, ausdauernder Arbeit und er hat sich dann auch diesen gewachsen gezeigt. Wir möchten dies um so höher anschlagen, je länger ihn sein äusseres Leben in flachen und unbedeutenden Verhältnissen fest hielt. Mit Recht rühmt man es als einen glücklichen Vorzug britischer Staatsmänner, daß sie ungemein früh in das öffentliche Leben eingeführt und schon im Jünglingsalter mit trockener Arbeit und mit großen Geschäften vertraut geworden sind. Nun in dem Alter, wo die Pitt und Canning im Cabinet saßen, oder schon das Ruder des Staates führten, war der künftige Lenker Oesterreichs immer noch in einer Laufbahn festgehalten, die eher abspannen mußte, als ermuntern zu dem Ernst großer politischer Geschäfte. Die gesammte Thätigkeit des jungen Metternich in dem denkwürdigen Jahrzehnt vom Basler Frieden bis zur dritten Coalition tritt neben den übrigen Be-

gebenheiten der Zeit kaum nennenswerth hervor; entweder waren es ganz unbedeutende Verwendungen, in denen man ihn festhielt, oder es wollte, wie bei seiner Berliner Gesandtschaft, ihm selbst nicht gelingen, durch Thaten von bleibender Bedeutung sein Wirken zu bezeichnen. Selbst als nach den Unglückstagen von Ulm, Austerlitz und Presburg ihn sein Schicksal an den bedeutendsten diplomatischen Posten der Zeit und dicht an die Seite des Mannes führte, dem die abendländische Welt unterworfen war, selbst da läßt sich nicht sagen, daß er dieser großen Sendung die Bedeutung gab, die von selbst in ihr zu liegen schien. Die herkömmliche Ueberlieferung schildert ihn als geblendet und überwältigt von dem Glanze Napoleons, und als einen der wärmsten Bewunderer des großen Mannes, der dies seinerseits wieder mit herablassendem Wohlwollen vergalt. Auch sind die Anecdoten bekannt, wornach er der Umgebung des französischen Kaisers fast als unbedeutend erschien und sie nichts in ihm sehen wollte, als die glatte Außenseite des vollendeten Cavaliers. Indessen lag vielleicht eben darin der Erfolg seiner Pariser Sendung: nicht allzu bedeutend zu erscheinen, Vertrauen zu wecken und von vornherein jeden Argwohn des korsischen Imperators zu entwaffnen. Unzweifelhaft scheint es in jedem Falle, daß dies Jahrzehnt, das ihn äußerlich noch nirgends hervorragen ließ, doch für ihn selber eine werthvolle Schule geworden ist; was er in den akademischen Jahren zu Straßburg und Mainz theoretisch nicht erlernt hatte, das ward jetzt auf anderem Wege nachgeholt. Er stand den großen Verhältnissen doch in dieser ganzen Zeit nahe genug, um sie aus unmittelbarer Anschauung zu verstehen; er mochte aus ihnen wenigstens lernen, wie man Verhältnisse und Personen richtig faßt und mit dem rechten Geschick behandelt, wie man sich mit der Macht der Umstände geschmeidig abfindet, aber auch in Geduld die Zeit abzuwarten vermag, bis man Meister über die Umstände wird. Alles Eigenschaften, die in ihm auszubilden gerade diese Zeit besonders günstig angelegt war.

Die Katastrophe von 1809 sollte ihm Gelegenheit geben, sein erstes größeres Probestück in dieser Richtung abzulegen. Zwar hatte der Wiener Friede dem Kampfe ein Ende gemacht und es war, wie ein tief Eingeweihter sagt, „als tiefe Wunde der Wechsel von Begeisterung zu Tadel und Mißachtung“ übrig geblieben; allein unter den Führern

der Partei, die den Krieg entzündet, herrschte nichts weniger als friedliche Gesinnung. Die Armee, so urtheilte man in diesem Kreise, ist noch unberührt; den Finanzen kann man durch ein friedliches System nicht aufhelfen, man brauchte dazu zwanzig Jahre Ruhe, während der Krieg außerordentliche Mittel rechtfertigt und uns die Chancen fremder Unterstützung eröffnet. Der Krieg ist aber auch unvermeidlich, weil Bonaparte, sobald er in Spanien freie Hand hat, uns von Neuem angreifen wird und Oesterreich mit den gegenwärtigen Grenzen nicht bestehen kann. Drum muß man vor Allem das System der Ersparung bekämpfen, weil dasselbe wenn auch nur zum Schein begonnen unmerklich unsre Armee untergräbt.*) In dem Kreise dieser Männer galt die erste Andeutung über einen Ehebund mit Napoleon (Jan. 1810) als eine „Impertinenz"; alle Gedanken waren dort nur auf Krieg gerichtet und man hoffte bereits in Kurzem einen Weltbrand entzündet zu sehen, der sich von Holland und dem deutschen Norden bis nach der Türkei und dem Orient hin erstreckte.

Metternichs Naturell konnte sich von dem kühnen und furchtbaren Spiel solcher Männer kaum angezogen fühlen; aber, merkwürdig genug, er galt Anfangs wenigstens nicht als ihr Gegner. Sie fanden seine Haltung, seine Grundsätze und seine Formen vollkommen correct**). Er galt ihnen freilich nur als der Minister, den die Situation unvermeidlich machte; im Hintergrunde stand für sie Stadion. Ihnen erschien als das Beste, ein „geheimes Ministerium" zu errichten, „damit die ostensible Regierung um so ungestörter ihr System der Verstellung (les simulations et dissimulations) fortsetzen könne, zu welchem die Umstände zwangen." Als der rechte Leiter für jenes geheime Ministerium galt Stadion; seine Aufgabe sollte sein, „alle Vorbereitungen im Innern und nach Außen zu treffen, während die ostensible Regierung nur Mittel der Einschläferung und Unterwürfigkeit anzuwenden hätte."

War es nur eine Täuschung, auf Metternich für solch eine Rolle der Selbstverleugnung zu zählen oder wurden durch die Ereignisse die

*) Aus den Briefen eines Ungenannten in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege. III, 64, 65, 67.

**) A. a. O. S. 68.

letzten Entschlüsse kraftvollen Widerstandes gebrochen — in jedem Falle trat ganz das Entgegengesetzte von den kühnen Erwartungen ein, womit die Männer des unversöhnlichen Kampfes sich dem Wiener Frieden gefügt hatten. Es folgte die Heirath mit der Kaisertochter, aus der sich von selbst, wenn auch kein förmliches Bündniß, doch eine freundschaftliche Annäherung an Napoleon ergab. Die innere Noth ließ nun an weitere kühne Projecte nicht denken; die wachsende finanzielle Bedrängniß bis zum wirklichen Staatsbankerott war ein noch wirksamerer Dämpfer für hochfliegende Plane, als die Furcht vor Bonaparte.

Das war die Lage, in welcher Metternich zuerst die diplomatische Laufbahn mit der des Staatsmannes vertauschte. Stein rieth damals von seinem Asyl in Böhmen aus: man solle mit dem überlieferten System gründlich brechen, neue Männer (er nannte Schön und Niebuhr) ins Land rufen, die Schulen umgestalten, ein besseres System der Erziehung begründen und durch freie Institutionen einen gesunden öffentlichen Geist groß ziehen, mit andern Worten, auch in Oesterreich 1810 das unternehmen, was zwei Jahre vorher Stein und Scharnhorst in Preußen begonnen hatten. Ohne Zweifel war das nicht leicht; indessen doch auch nicht viel schwerer, als das in Preußen angefangene Werk der Reorganisation. Allein wir haben nirgends eine historische Spur, daß sich Metternich auch nur einen Augenblick versucht fühlte, diesen Weg einzuschlagen. Er resignirte sich, mit den Umständen zu capituliren. Er suchte das neugeknüpfte bessere Vernehmen mit Bonaparte zu pflegen, nicht eigentlich aus Vertrauen auf dessen Mäßigung und Loyalität, sondern in der Berechnung, daß dies der gefahrloseste Weg sei, eine Katastrophe zu vermeiden. Er zählte dabei mit auf die spanischen Verlegenheiten, die den Kaiser zunächst vor weiteren Uebergriffen abhalten mußten, und lebte im Uebrigen von Hand zu Mund, ohne weitergreifende Projecte. Wie Gentz damals spottend an Stein schrieb: unsre Hoffnungen sind auf eine einzige Basis, die durchaus nicht in unserer Gewalt steht, nämlich auf die Fortdauer des Krieges in Spanien gebaut. So lange der sich nährt, meint man, haben wir Ruhe; was dann geschehen wird, wenn dieser Krieg einmal aufhört, das weiß Niemand; auf diesen Fall hat Niemand einen Plan.

Diese Art des Eintritts in die staatsmännische Laufbahn ist gewiß bezeichnend; in ihm kündigt sich bereits das Wesen Metternich'scher

Staatskunst wenigstens in Umrissen an. Die Scheu vor jeder kühn durchgreifenden Umgestaltung, die Geneigtheit sich mit den Umständen abzufinden, die Vorliebe für diplomatisches Flickwerk ist darin ebenso sehr zu erkennen, wie die Selbstgenügsamkeit, das alles für conservative Staatskunst auszugeben. Einer solchen Politik mußte es in der Krisis von 1812 nicht allzuschwer werden, mit Napoleon einen Weg zu gehen. Von einem sittlichen Zwang, der in einer Allianz mit ihm lag, empfand sie wenig; die Krämpfe und Zuckungen, von denen damals Preußen ergriffen ward, als es die bonapartische Heeresfolge leisten sollte, wurden von ihr nicht empfunden, sie wußte sich mit der ihr eignen Geschmeidigkeit rasch aus der Noth eine Tugend zu machen. Wie damals Schwarzenberg an Neipperg schrieb, war nun die Sache Frankreichs zur eignen Sache Oesterreichs geworden und man freute sich, die „großen Vortheile herzuzählen, die den Verbündeten erwachsen würden aus einer so mächtigen Diversion im Norden unter einem hochbegabten und erfahrenen Feldherrn.“

Dieselbe Politik freilich, die aus den Gedanken äußersten Widerstandes, denen sie noch 1810 das Ohr geliehen, sich so biegsam zwei Jahre später der bonapartischen Allianz hingab, konnte auch, bei geänderten Verhältnissen, eine neue Schwenkung machen; denn sie war eine Verbündete des Erfolgs, nicht der Principien. Zumal ein so ungeheurer Glückswechsel, wie der von 1812, enthielt auch an die vorsichtigste Staatskunst die laute Mahnung, sich eine Stellung von größerer Selbständigkeit zu wahren. Vollends in Oesterreich, wo man bei der Allianz doch mehr dem Drang der Verhältnisse als freier Wahl gefolgt war, wo alle Erinnerungen und alle wahren Interessen zum Kampfe gegen die französische Uebermacht stimmen mußten. In der Dynastie wie in dem Adel des Landes, in der Armee wie in den Völkern existirte im Grunde nur eine starke Tradition, das war die der Abneigung oder des Hasses gegen Napoleon; und im Interesse des Kaiserstaats war Eines vor Allem Andern geboten: das alte Unrecht gut zu machen und die verlorne Integrität der Monarchie wieder zu erringen.

Daß Napoleon nach seiner Rückkehr aus Rußland diese mächtigen Factoren der politischen Ueberlieferung und des staatlichen Interesses so gering geachtet hat, ist eine der Ursachen seines Sturzes geworden.

So hatte es wenigstens die unbefangene historische Betrachtung stets beurtheilt, nur die verstockten Bonapartisten sprachen ihren Meister von jeglichem Fehler frei, um dafür den Vorwurf unergründlicher Perfidie auf Oesterreich zu wälzen und ihm die größte Schuld des folgenden Unheils anzurechnen. Erst der neueste französische Darsteller, Thiers, hat diese Taktik vollkommen verurtheilt und es als den verhängnißvollsten Mißgriff Napoleons bezeichnet, daß er den Rathschlägen Metternichs kein Gehör gegeben hat. Der französische Autor entfaltet dabei seine ganze Dialektik und Beredsamkeit, um die Politik des österreichischen Staatsmannes als ebenso einsichtsvoll, wie loyal und gemäßigt zu zeichnen. Ja die Thiers'sche Darstellung darf nicht nur als eine Apologie Metternichs, sondern selbst als eine Stimme aus dem Lager des österreichischen Staatsmannes betrachtet werden; denn diesem selber verdankt der französische Autor manche unmittelbare und vertrauliche Mittheilung; und daß Metternich die Thiers'sche Darstellung der Politik von 1813 in der Hauptsache als ganz correct ansah, das hat er selbst wiederholt in seinen letzten Tagen gesprächsweise geäußert, nicht ohne das Bedauern, daß er das gleiche Lob nicht auch deutschen Büchern spenden könne.

Wir können uns natürlich hier der Mühe entschlagen, in das Detail der Verhandlungen von 1813 einzugehen; es ist bekannt genug und auch in jüngster Zeit hinlänglich besprochen, um jede Wiederholung entbehrlich zu machen. Als Verdienst der Thiers'schen Darstellung erscheint uns einmal der Beweis, daß die letzten Bedenken Napoleons gegen den Waffenstillstand vom 4 Juni durch den Widerwillen gegen eine Schiedsrichterrolle Oesterreichs überwunden worden sind; dann daß nun auch den Franzosen begreiflich gemacht ist, wie die Friedensarbeit des Prager Congresses vorzugsweise durch Napoleon vereitelt ward, überhaupt der Friede in letzter Instanz immer in seiner Unnachgiebigkeit das größte Hinderniß fand.

In der Haltung der österreichischen Politik sind vom ersten Momente der russischen Katastrophe an bis zu den entscheidenden Wendungen im Juli und August vornehmlich zwei im Grunde widersprechende Stimmungen wahrzunehmen. Auf der einen Seite schon ganz frühe die Neigung, sich loszuschälen von dem bonapartischen Lehensdienst und für eine eigne Politik freie Hand zu gewinnen: da-

neben aber ein unüberwindliches Mißtrauen gegen Rußland, eine unverholene Abneigung gegen die in Preußen begonnene Erhebung des Volkes und die Manifestationen, die in Königsberg, Berlin, Breslau, Kalisch den Umschwung der Dinge verkündigten. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten: wenn sich für Oesterreichs Interesse irgend eine leidliche Bürgschaft fand, so ging man in dieser peinlichen Alternative immer noch lieber mit Napoleon, als mit den Kalischer Verbündeten und dem „ferment jacobin," das sie zu Hülfe aufgerufen hatten. Denn Gentz hat es ja einmal offen gesagt: „Napoleons Macht ließe sich auch als Universalmittel gegen die Hauptkrankheit der Zeit und als Werkzeug zur Aufrechthaltung der innern Festigkeit und Sicherheit aller Staaten betrachten" — eine Auffassung, die bei Metternich nicht nur in Dresden und Prag, sondern noch in Frankfurt und Chatillon durchklingt. In der Bereitwilligkeit, womit er Napoleon den Rhein und die Alpen, Holland, Belgien und Schweiz sammt den bonapartischen Filialthronen in Deutschland einräumen wollte, hat gewiß die „Solidarität der conservativen Interessen" ebenso viel und mehr mitgesprochen, als die Erinnerung an die Allianz und Verwandtschaft mit dem französischen Kaiser. An den erregten Stimmungen der Zeit gemessen erfuhr darum diese Politik die allerherbste Beurtheilung; und nicht nur unter dem Eindruck jener Stimmungen ward sie so angesehen, sondern auch vom ruhigen Gesichtspunkt deutschen Interesses wird sie heute und in Zukunft nicht viel anders beurtheilt werden. Von einem eng begrenzten österreichischen Interesse aus betrachtet mochte sie sich freilich anders ausnehmen. Wenn Oesterreich einen Theil des Verlorenen wieder erlangte, namentlich die Verbindung mit dem Meere, so hatte es keine dringende Veranlassung, mit Napoleon den immerhin unberechenbaren Kampf auf Tod und Leben zu bestehen und in diesem Kampfe den zweischneidigen Beistand der Völker anzurufen. Mit Preußen bestand eine alte Rivalität, die durch die jüngste Zeit gemeinsamer Noth etwas gemildert war; zu Rußland freilich war der gleiche Gegensatz nur geschärft worden. Ein Oesterreich, mit besseren Grenzen und einer festeren Arrondirung, konnte wohl Verbündeter Napoleons werden, und in ihm die starke Stütze finden gegen den vordringlichen östlichen Nachbar; die Wiederherstellung Preußens, die bessere Organisation Deutschlands

waren freilich Geſichtspunkte, die man dabei nicht völlig überſah, an deren Durchfechtung man aber keineswegs geſonnen war, die eigne Exiſtenz zu ſetzen. Dieſer Calcul iſt überall im Jahr 1813 aus den Schritten Metternichs herauszuhören, ſowohl aus den Bedingungen, die er Napoleon anbietet, und aus der lähmenden Wirkung, die er auf die energiſche Kriegspolitik zu üben ſucht, als auch aus der Stellung, die er den Fragen deutſcher Organiſation gegenüber einnimmt. Wir wollen die Einzelnheiten hier nicht wiederholen, die vom Auguſtfeldzug des Jahres 1813 an bis zur Einnahme von Paris in der diplomatiſchen und militäriſchen Geſchichte der Zeit hervortreten und für die z. B. die Urkunden bei Pertz im Leben Steins allein faſt erſchöpfendes Material bieten. Es iſt neuerlich von oeſterreichiſcher Seite der ſehr unglückliche Verſuch gemacht worden, dies ganze Verhältniß theils zu ignoriren, theils in Abrede zu ſtellen; Metternichs Diplomatie ſoll nicht auf die Kriegsbegebenheiten eingewirkt, Schwarzenberg nicht nach den Friedensbedenken des diplomatiſchen Hauptquartiers ſeine Strategie eingerichtet haben! Und doch hat Metternich ſich ſelbſt gerühmt, daß er auf die Kriegsleitung in ſeinem Sinne eingewirkt, und hat ſich verwundert ausgelaſſen über die Unwiſſenheit jener Geſchichtſchreibung, die ja nur bei ihm anfragen durfte, um das Richtige zu erfahren. Was mag er erſt geſagt haben, als der „Veteran“, der die höchſt mittelmäßige Compilation über Radetzky geſchrieben hat, zwar die Exiſtenz einer Friedenspartei im öſterreichiſchen Lager zugab, aber Metternich unter die Heißſporne der Kriegspartei zählte!

Metternich hat ſich in ſeinen ſpäteren Tagen wiederholt über dieſe Verhältniſſe ausgeſprochen; es liegt uns ſelbſt eine vollkommen glaubhafte Mittheilung über eine Unterredung dieſes Inhalts vor. „Nüchtern bin ich geboren, ſagte er von ſich ſelber, und nüchtern immer geblieben. In meinem hohen Alter bin ich denn auch der Vorſehung dankbar, daß ich in Ruhe ein Leben führen kann, wie es meine Natur noch erträgt. Ich habe zwölf Stunden zum Leſen und Schreiben, mehr als früher, und ich werde nicht müde. Ich verfolge die Geſchichte, die Literatur der Memoiren der Zeit, die ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt, die ich aber handelnd mit erlebt habe.“ Er rühmte dann den intereſſanten Inhalt von König Joſephs und Marmonts Memoiren, pries die Darſtellung von Thiers trotz „ein-

zelner Phantasien als geistreich und echt" und wunderte sich darüber, wie die oesterreichischen Bearbeiter jener Zeit "es in Abrede stellen mochten, daß diplomatische Rathschläge den Gang der Kriegführung bestimmt hätten." Man hat gefragt, sagte er, warum Schwarzenberg nach der Schlacht von Brienne (La Rothière) nicht sofort nach Paris marschirt ist? Er durfte nicht; die bestimmte Abrede unter den alliirten Souverainen war dagegen; und wie er denn ein großer Stratege war, wollte er nichts aufs Spiel setzen. Sicher mußte der Plan durchgeführt werden, wie er sicher und stufenweise verabredet war. Zu dieser Sicherheit darf ich wohl behaupten, das Meinige gethan zu haben. Gleich anfangs, als wir von der Allianz zur bewaffneten Neutralität, dann zur bewaffneten Mediation übergingen, da glaubten Andere, man solle nur vorwärts über Alles hinaus drängen. Allein wir waren ja nicht einmal Alliirte, was man zu wenig ins Auge faßt. Ich machte in dem Kriegsrath den Vorschlag: die Campagne nicht nach Jahren zu bezeichnen, sondern nach geographischen Zielen. Also zuerst bis an den Rhein, eine Campagne; dann wieder bis zu dem Couronnement der Ardennen und Vogesen, wo eine weitere Verabredung stattzufinden hätte; dann erst auf das Object Paris, dritte Campagne. Die Berathung hierüber hat erst in Chaumont stattgefunden. In diesem Kriegsrath waren die drei Temperamente vertreten: das Besonnene, Sichere, was wir Oesterreicher darstellten; das Gereizte, Rücksichtslose des damaligen preußischen Wesens in der Person von Blücher, und das Vermittelnde des russischen Kaisers, der selbst mit seinem Reiche außer unmittelbarer Gefahr uns Beiden sehr verständig überließ, erst unter uns einig zu werden. Aber auf diesem sichern Wege gegen Napoleon, darf ich von mir behaupten, daß ich ihn, wenn Einer todt geritten hat. Freilich hat er sich durch eigne Schuld auch selber vernichtet.

So weit Metternich. Wie er sich noch bis ins Jahr 1814 um den Frieden mit Napoleon bemühte und das Ergebniß jener Bemühungen ist Jedermann bekannt. In Dresden, in Prag, in Frankfurt und in Chatillon ist die Politik des Friedens unterlegen; aber zu Teplitz und Ried hatte sie bedeutungsvolle Siege errungen.

Routine und diplomatische Gewandtheit hatte diese Politik in hohem Maße bewiesen, auch dem Korsen gegenüber; aber die großen Fac-

toren der Zeit waren ihr doch unverſtändlich geblieben. Sie begriff den Haß gegen Napoleon nicht, ſie ſah nur mühſam und ſpät deſſen Unverträglichkeit mit einer dauerhaften Ordnung Europas ein, ſie ſtand dem ſittlichen Aufſchwung der Völker, durch den das große Weltreich geſtürzt ward, fremd und ablehnend gegenüber. Und dieſe Stimmung entſprang nicht aus zufälligen oder perſönlichen Gründen; ſie war der bleibende Schaden, den der Gang der Dinge nach 1809 dem öſterreichiſchen Staate und ſeinen Lenkern hinterlaſſen hatte. Der jähe Uebergang von höchſter Begeiſterung und verwegenſter Thatenluſt zur bitterſten Hoffnungsloſigkeit und Menſchenverachtung geſchieht niemals ohne ſchlimme ſittliche Nachwirkung, auch in Oeſterreich iſt dadurch eine Fülle edlerer Keime abgetödtet und dem Platten und Gemeinen ärger als je die Bahn geöffnet worden. Auf eine kühne und große Politik folgte das planmäßige Vermeiden jeder ſelbſtändigen Entſchließung; die Nachfolger Stadions beſchieden ſich, von fremder Seite den Impuls zu ihrem Thun zu empfangen und in der großen Politik die genügſame Kleinwirthſchaft zu treiben, die „von Hand zu Munde“ lebt. Dazu kam denn die furchtbare materielle Kriſis, die den Bankerutt und tauſendfältiges Elend hervorrief; im Taumel wildeſten Genuſſes ſuchten Alle, die es konnten, ſich darüber vollends zu betäuben. Sonſt geſchieht es wohl, daß ſolch bittere Tage eine Zeit wohlthätiger Prüfung und Abhärtung werden; in Oeſterreich ſcheint, den unverdächtigſten Zeugniſſen zufolge, der ſybaritiſche Leichtſinn eben in den ſchweren Tagen von 1810 und 1811 culminirt zu haben. Es war die Zeit, von der Gentz ſelber erklärte: mein letzter Aufenthalt in Wien ſchlug mich todt; die Zeit, in welcher nach ſeinem Zeugniß jene Leere und Indifferenz in ihm aufwuchs, die er „eine Art von geiſtiger Auszehrung“ nennt, und wo er ſich ſelber als „hölliſch blaſirt“ bezeichnet.*) In ſolche Stimmungen fiel dann der Aufſchwung von 1813; er mußte den ſo beſchaffenen Gemüthern entweder unbequem und ſtörend d. h. feindſelig ſein, oder ſie nahmen ihn höchſtens mit „hölliſcher Blaſirtheit“ auf. Man kann dies nicht beſſer ſchildern, als Gentz es in ſeinen Briefen aus jener Zeit gethan hat. „Ich weiß Alles, ſchrieb er ſelbſtzufrieden im Augenblick der Kriſis

*) Gentz Schriften von Schleſier IV. 364. I. 120.

vom Juni 1813; kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß; es ist nur Schade, daß für die Mit- und Nachwelt Alles verloren ist. Denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend." Und als im Herbst die große Entscheidung gefallen war, empfand er nichts von rechter Freude und schöpferischem Drang; er war, wie er selber sagt, eher zufrieden als vergnügt. Denn auch die große Sache verliert nun, eben weil es nun so gut geht, viel von ihrem dramatischen Interesse! Oder wie er sich ein andermal ausdrückt: „Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern, und meiner eignen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch- Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teuflich erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen." Oder ein Paar Tage später: „Ich beschäftige mich, sobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als der Einrichtung meiner Stuben, und studire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfüms und jedem Raffinement des sogenannten Luxus verschaffen kann. Mein Appetit zum Essen ist leider dahin; in diesem Zweige treibe ich blos noch das Frühstück mit einigem Interesse."*)

Wir dürfen wohl in diesen Geständnissen die Stimmung des ganzen Kreises erkennen, dem der Meister wie sein Gehülfe, Metternich wie Gentz angehört haben. In dieser Stimmung ging man an die Arbeit, Europa zu reconstruiren. Den Eindruck, den damals Zeitgenossen, die gute Beobachter waren, vor dem Beginn des Congresses von Metternich empfangen hatten, war der großer Schlauheit und Feinheit; er galt selbst bei den Russen für einen sehr gewandten und durchtriebenen Diplomaten. Oder wie Nostiz das näher formulirt: Das Mystificiren gehört zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welches er im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung der Menschen treibt und welches er jetzt im Cabinet zu einer Fertigkeit gesteigert hat, die durch Zartheit und studirte Unbefangenheit eine

*) S. a. a. O. I. 169. 172. 173. 175.

ſchützende Aegide für Oeſterreichs ſonſtige Schwäche ſein ſoll. Der Freund von Noſtiz freilich, Staatsrath Merian, beſorgte ſchon früh genug, über ſolchen Feinheiten und Kniffen könne ſich der ganze Congreß zerſchlagen. Myſtificiren, ſagt er treffend, heißt zu deutſch, zum Narren haben. Glauben Sie wirklich, das ſei eine paſſende, eine würdige Fertigkeit an einem Premierminiſter, an dem Präſidenten eines Congreſſes von Europa? Glauben Sie, damit werde er ſeinem Staate aufhelfen? Leider iſt es ſeine Natur: ich weiß das gar zu wohl. Aber wird das wohl das Zutrauen ſtärken, die Geſchäfte fördern?

Wir ſchlagen dies Urtheil eines Zeitgenoſſen hoch an, weil es in einem Zuge den Kern der Rolle trifft, die Metternich auf dem Congreſſe geſpielt hat. Wohl ward ihm freigebige Bewunderung von den Meiſten geſpendet, allein auch von den Bewunderern hatte doch beinahe Jeder einen Fall im Rückhalt, wo Metternich ihm gegenüber ſo verfahren war, wie es Merian im Allgemeinen als ſeine Art bezeichnet. Jene freigebige Bewunderung wurde aber zudem, wie es meiſt in der Welt geſchieht, dem Erfolge gezollt. Oeſterreich hatte ſich nach drei unglücklichen Kriegen mit verhältnißmäßig ſehr geringen Opfern aufgerafft und ſeine alte Machtſtellung, zum Theil beſſer arrondirt, wieder errungen; in Vieler Augen galt das als ein Triumph von Metternichs Staatskunſt. Es war dies, ſcheint uns, ſo wenig der Fall, daß nicht nur Philipp Stadion, ſondern auch Thugut in gleicher Lage die Dinge ebenſo gut und beſſer gemacht haben würden. Rußlands Ermattung nach dem furchtbaren Kampf von 1812, die Erſchöpfung an Zahl und Kraft in ſeinen Heeren, Preußens noch unzulängliche Mittel, ſeine ganze Volkskraft waffengerüſtet herzuſtellen, ließen die erſten Schlachten im Mai 1813 mißlingen, das und Napoleons Stolz ſchuf Oeſterreich mit einem Male eine ſo begünſtigte Stellung. Die hartnäckigen aber unfruchtbaren Kämpfe bei Lützen und Bautzen und Napoleons ſtarrſinnige Ablehnung der ſo nahe gelegten Auskunft, Oeſterreich abzufinden — das hatte unleugbar an dem Ausgang größeren Antheil, als das Geſchick der oeſterreichiſchen Staatskunſt. Und wie wenig fehlte doch, daß in den erſten Schlachten der Ausgang ein anderer war oder Napoleon ſtatt des Waffenſtillſtandes die öſterreichiſchen Bedingungen annahm; in beiden Fällen war der

Ausgang ein ganz anderer und schwerlich würde Jemand dann die österreichische Politik um ihrer Erfolge willen gerühmt und beneidet haben.

Nicht in allen Fällen schlug das diplomatische Spiel doppelzüngiger Verhandlung so glücklich aus, wie im Sommer 1813. Gleich im Anfang des Jahres 1814 drohte jene Neigung zum „finassiren“, wie Stein sich ausdrückte, die ganze Eintracht der Alliirten und damit das Gelingen der großen gemeinsamen Sache aufs Spiel zu setzen. Aus Stein's Leben von Pertz, aus Toll's, aus Roverea's Denkwürdigkeiten ist das doppelte Spiel zur Genüge bekannt geworden, das Metternich damals durch seine Diplomaten in der Schweiz spielen ließ. Im Sinne und im Interesse der großen Allianz lag es, an der Schweiz einen werthvollen Verbündeten gegen Napoleon zu bekommen, also Alles zu vermeiden, was die Stimmung des Landes mit Mistrauen erfüllen und Besorgnisse vor einer verderblichen Aenderung der öffentlichen Zustände erwecken konnte. Aber Metternich konnte der Versuchung nicht widerstehen, erst durch Lebzeltern, dann durch Senfft-Pilsach sich insgeheim mit den unverbesserlichsten Anhängern des Alten in enge Beziehungen einzulassen und mit dem Berner Stadtrath gegen Alles das zu machiniren, was seit fünfzehn Jahren Wohlthätiges und Populäres im Gefolge der Umwälzung gekommen war. Vergebens mußte der russische Autokrat daran erinnern: „daß es nicht gerecht wäre, den Zustand der Schweiz lediglich dem Interesse einiger Familien gemäß zu regeln;“ vergebens mahnten einsichtsvolle Patricier, wie der Landamman von Wattewyl, nichts zu unternehmen, was in sich selber den Keim des Verderbens tragen mußte. Der Abgesandte Metternichs gab dem Landamman im Hauptquartier zu Aarau ganz beruhigende Versicherungen, aber in Bern hetzte er offen zur Contrerevolution. Die bestehende Regierung müsse fallen, die Schweiz ihre legitimen Verfassungen wieder erhalten, Aargau und Waadtland wieder unter die Herrschaft der Berner Patricier zurückkommen. Wenn der Kaiser Alexander, fügte Senfft hinzu, auch jetzt noch die Sache mißbillige, so werde er doch dem Erfolg seine Zustimmung nicht versagen; auch habe der Fürst Schwarzenberg die russischen Heertheile auf eine sehr geschickte Weise in der Art unter die österreichischen vertheilt, daß ihre Bewegungen durchaus von denen dieser letzteren ab-

hängig geworden seien. Dieser Taktik entsprach denn auch in der That Senfft's diplomatisches und Schwarzenberg's militärisches Verfahren; der Aufruf, den der Letztere in gewohnter Gefügigkeit gegen Metternich, an die Schweizer erließ (21. Dez.), forderte in unzweideutigster Weise zum contrerevolutionären Umsturz der bestehenden Verfassung und Regierung auf. Bei der Ungeduld der Berner Aristokratie kostete es denn auch nicht viele Arbeit, sie zu bestimmen, die Mediationsacte aufzuheben, die alte Berner Stadtverfassung wieder herzustellen und die Herrschaft über die Unterthanenlande ohne Weiteres anzutreten. Aber nicht nur Kaiser Alexander gerieth in heftigen Zorn, sondern in der Schweiz selbst, namentlich im Waadtland, war man auch nichts weniger als lüstern, die alte Herrlichkeit erneuert zu sehen. Da wurde Senfft abberufen, Bubna erhielt die mündliche Weisung, die Wiedervereinigung des Waadtlandes gelegentlich zu betreiben (ein schriftlicher Befehl wurde verweigert) und den Schweizer Regierungen ließ Oesterreich erklären: daß man die volle Unabhängigkeit der Schweiz wolle und daß man es ihr selbst überlassen werde, ihre inneren Angelegenheiten zu ordnen.

Bei Kaiser Alexander hatte dies doppelte Spiel einen tiefen Stachel zurückgelassen, er traute dem österreichischen Staatsmanne nicht mehr, und es fehlte schon damals nicht viel, so wäre es zur offenen Entzweiung gekommen — in einem Augenblick, wo man zum letzten Entscheidungskampf gegen Napoleon auszog! Wie viel Interesse auch immer die österreichische Politik an einer Restauration in der Schweiz haben mochte, in einem Moment so großer gemeinsamer Interessen mußte jenes in jedem Falle zurücktreten; allein die Neigung zum „Mystificiren“ war mächtiger, als einfache Erwägungen einer verständigen und loyalen Staatskunst.

Die Geschichte des Congresses lieferte eine ganz verwandte Episode, die nur noch größere Dimensionen annahm: die sächsische und polnische Frage. Oesterreich hatte ganz triftige Gründe, von seinem besonderen Standpunkt wie vom allgemein Deutschen aus die Vereinigung Sachsens mit Preußen zu bekämpfen; und noch schlagendere Argumente standen ihm zu Gebote gegen die maßlose Vergrößerung in Polen, die Rußland begehrte. In keiner Sache war Alexander mehr im Unrecht und, je leidenschaftlicher er die Sache auch trieb,

seine Gründe schwächer, als in der polnischen Angelegenheit. Es konnte keine allzuschwere Aufgabe sein, mit der loyalsten Opposition dem preussischen wie dem russischen Begehren und namentlich ihrer unseligen Vermischung entgegen zu treten. Allein es hat in der That den Anschein, als sei just dieser Weg dem österreichischen Staatsmanne der schwerste gewesen. Wir brauchen hier nicht das oft erzählte und actenmäßig bewiesene zu wiederholen: das zweideutige Verhalten gegen Rußland, das doppelte Spiel mit Hardenberg, die Verhetzungen Preußens und Rußlands gegen einander, das Aufwiegeln Talleyrands und der ehemaligen Rheinbundsstaaten — lauter Künste, die dem russischen Kaiser in einer an sich unrechten Sache doch ein Recht gaben, die Unwahrhaftigkeit des österreichischen Ministers laut anzuklagen und in beschimpfender Weise jeden weiteren Verkehr mit ihm abzulehnen. Und wie wenig hat gefehlt, so hätte dies Spielen mit der Intrigue einen europäischen Brand hervorgerufen; war doch unter Talleyrands Aegide der Bund schon geschlossen, der die große europäische Gemeinschaft in gewissenlosem Leichtsinn zerriß!

Den Schluß des mühseligen Friedenswerkes machte die deutsche Bundesacte, die mehr wie irgend ein anderes aus jenen Tagen als Schöpfung Metternichs betrachtet werden darf. Nicht allein daß der österreichische Staatsmann hier mehr Plan und Stetigkeit bewies, als in den meisten übrigen Fragen, sondern er überragte auch die andern mithandelnden Persönlichkeiten an Klarheit dessen was er wollte und an Consequenz in der Verfolgung des einmal erwählten Zieles. Hätten Stein und Humboldt, Hardenberg und Münster für ihre besseren Entwürfe die gleiche Geschicklichkeit und gleiche Ausdauer bewährt, so hätte Deutschland ohne Zweifel eine viel vollkommenere Verfassung erhalten als die vom 8. Juni 1815 war. Die Gesichtspunkte, von denen Metternich die deutsche Frage auf dem Congreß behandelte, sind oft genug erörtert worden, und sie verdienen es; denn sie haben eine entscheidende Bedeutung für das öffentliche Leben Deutschlands gehabt. Auch Metternich war der Idee nicht unzugänglich, die spätere österreichische Staatsmänner gereizt hat: die ganze und alleinige Herrschaft in dem neu zu organisirenden Deutschland zu erstreben; um diesen Preis hätte er wohl, wie später Felix Schwarzenberg, die Hand dazu geboten, die neue deutsche Föderation straffer und mehr bundesstaatlich

zu conſtituiren. Aber der Verſuch war ſchwierig und gefahrvoll; drum verzichtete Metternich von Anfang an auf jede enger organiſirte Verbindung. Wenn doch Oeſterreich nicht darin allein herrſchen konnte, ſo mußte die Bundesform des neu conſtituirten Deutſchlands möglichſt ſchwach und loſe ſein. Und in Sachen der Freiheit mußte Deutſchland möglichſt knapp gehalten werden, damit Oeſterreich nicht gezwungen war, freigebig zu ſein. Alles was in den Schlußverhandlungen über die Bundesacte Entſcheidendes erfolgt iſt — die Lähmung in jeder gemeinſamen politiſchen Action, die Garantie des Auslands, der berufene 13. Artikel, die Beſchneidung der Volksrechte, die Ausmerzung des Bundesgerichts — alles dies iſt aus einem klaren und conſequenten Plane hervorgegangen, der von Anfang an dahinſtrebte, Deutſchland ſo zu conſtituiren, daß es dem Metternich'ſchen Oeſterreich nicht ſchwer werde, die unbehilfliche Maſchine zu leiten und im eignen Staate ſo zu wirthſchaften, wie es bis zur gewaltſamen Kataſtrophe geſchehen iſt. Metternich iſt darum minder anzuklagen, als die Andern, die ganz Anderes wollten und ſchließlich dem als unzulänglich Erkannten ihre Zuſtimmung gaben. In der frühen Verflechtung Metternichs mit dem größten Mittelſtaat, in den Verträgen während des Krieges, in dem allmäligen Abmarkten, in dem Ermüden und Hinziehen der Sache, und ſchließlich in dem übereilten Abſchluß iſt eine Stetigkeit der Taktik zu verfolgen, an der ſich die Andern hätten ein Muſter nehmen dürfen.

Eine ganz andere Frage iſt es freilich, ob es wahrhaft conſervative Politik war, Deutſchland ſo zu conſtituiren und es gerade in dieſen Rapport mit Oeſterreich zu bringen; doch mag dieſe Frage noch nicht ſpruchreif ſein und wir überlaſſen ſie darum gern künftigen Erfahrungen.

Aber über Eines, ſcheint uns, hat ſchon die Gegenwart gerichtet: über die Politik, die nach dem Frieden in Italien eingeſchlagen ward. Man kann die jüngſte bonaparte'ſche Einmiſchung in die italieniſchen Dinge als ein frevelhaftes Spiel betrachten, man kann über den Veranlaſſer wie über ſeine Helfer die bitterſte Verdammung ausſprechen und doch zugleich der Anſicht ſein, daß in den erſchütternden Erlebniſſen, deren Zeugen wir waren und noch ſind, nur die ſpät gereifte Frucht alter Sünden wahrzunehmen iſt. Ein gütiges Geſchick hat einen der verantwortlichſten Urheber, den Fürſten Metternich, juſt in

dem Momente hinweggenommen, wo ihn die bittere Züchtigung erwartete, den letzten Erfolg vieljähriger und unendlicher Mühen vereitelt und ein Werk schmachvoll zerstört zu sehen, von dem vor einem Menschenalter die Urheber zu glauben schienen, es sei für die Ewigkeit geschaffen.

Es ist neuerlich von Gervinus vortrefflich gezeigt worden, wie man sich gleich in den ersten Momenten nach dem Frieden in den Mitteln, Italien zu regieren, völlig vergriff, wie man dann selbst bei besserem Willen aus den einmal betretenen Geleisen nicht mehr herauskam, und wie das jenseits der Alpen befolgte System zugleich vergiftend auf die innere Politik des gesammten Staatswesens zurückwirkte. Was der Verfasser der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts darüber vor sechs Jahren in seinem ersten Bande und neuerlich im vierten mitgetheilt hat, ist für die Genesis der gegenwärtigen italienischen Wirren reicher an Aufschlüssen, als die gesammte diplomatische Correspondenz, die sich im Laufe des scheidenden Jahres darüber gesammelt hat. Man muß den Rausch der Restaurationspolitik, der sie zur Zeit der Troppauer Erfolge überkommen hatte, die Zuversicht womit sie den dauernden Sieg über die Revolution erfochten meinte, und die übermüthige Petulanz, womit damals Gentz die wohlfeilen Siege gegen die neapolitanische Revolution ausposaunte — man muß sich dies Alles lebhaft vergegenwärtigen, um neben allen Schwächen und Nichtswürdigkeiten heutiger Tagespolitik und ihrer Urheber doch zugleich das Gottesgericht nicht zu verkennen, das die Triumphatoren von damals spät aber furchtbar getroffen hat.

Die jüngste Zeit hat uns noch als Ergänzung den zweiten Band von Farini gebracht,*) wie der erste durch manchen neuen Aufschluß und manch interessantes Document bedeutend. Namentlich das Verhältniß Metternichs zu den italienischen Fürsten und Cabineten erhält dadurch viele schätzbare Erläuterungen. Um die Verantwortlichkeit für die nun eingetretenen Folgen zu vermeiden, haben jüngst bisweilen officiöse Federn den verzweifelten Versuch gemacht, jede Beeinflußung der übrigen italienischen Höfe durch Oesterreich zu leugnen. Sie mögen nur den zweiten Band von Farini lesen, um aus den dort

*) Storia d' Italia dall' anno 1814 sino a nostri giorni. Torino 1859.

mitgetheilten Documenten zu erfahren, wie weit die Uebung dieses Einflußes sich erstreckte. Und in welchem Tone theilt Metternich Lob oder Tadel aus, verkündet er Befriedigung oder strengere Controle! Nicht viel anders als die Weisungen, die Napoleon in den höchsten Tagen seines Uebermuths an Vasallenkönige und Rheinbündler erließ, klingen die Noten Metternichs. Seine kais. Maj., schrieb er z. B. nach Neapel, begnügt sich vorerst seine Aufmerksamkeit und Ueberwachung über Alles was in diesem Reiche vorgeht, zu verdoppeln, ist aber zugleich fest entschlossen, keinen Rath und kein anderes Mittel zu sparen, um das neapolitanische Cabinet auf der Linie zu halten, die seiner Lage und seinen Bedürfnissen entspricht. Der Kaiser hat die Absicht, sich einige Zeit in Italien aufzuhalten und mit besonderer Aufmerksamkeit die Angelegenheiten der Halbinsel zu beobachten.“ *)

Als vollkommen correct galt in den Augen dieser Staatskunst nur der Herzog von Modena. „Les vues eclairées et correctes en principe que vous professez, me sont connues,“ schrieb ihm Metternich in derselben Periode, wo die übrigen italienischen Regenten weit entfernt waren, gleiches Lob zu erhalten, wo er dem neapolitanischen Monarchen die erwähnte Lection gab, wo dem abgedankten Viktor Emanuel verboten ward, nach Piemont zurückzukehren. In dem nämlichen Actenstück, das dem Modeneser Herzog eine so günstige Censur ertheilt, spricht auch durch die neapolitanischen Verhältnisse veranlaßt Metternich eine bezeichnende Ansicht über seine Taktik gegenüber den Revolutionen aus. Eine jede Revolution, sagt er, macht mehrere getrennte Perioden durch. Die erste hat den Charakter der Revolte; der verliert sich bald und wird in den Augen der Menge durch den der Reform ersetzt. Die Schwäche der Fürsten und ihrer Regierungen, die Furcht, die sich der redlichen Leute bemächtigt, das Geschrei der Parteimänner, ihre Heuchelei und Schlechtigkeit, alles trage zu diesem Ergebniß bei. Der österreichische Staatsmann leugnet nicht, daß in diesem zweiten Stadium der Revolution beizukommen keine ganz leichte Sache sei; um so mehr Hoffnung setzt er auf die dritte Phase der Entwicklung. Der Enthusiasmus, meint er, schlage bei einem furchtsamen Volke mit der Zeit immer in die Sorge vor

*) Farini II. 281.

wirklichen oder eingebildeten Gefahren um; eine revolutionäre Regierung habe dann auch leicht mit der Noth der Geldmittel und dem Widerstand radicaler Parteien zu kämpfen. So sei es zwar eine sehr undankbare Aufgabe, die entstehende Freiheit mit dem reichen Gefolge ihrer wohlthätigen Ergebnisse zu bekämpfen; aber die Arbeit werde leichter, sobald die erste Begeisterung verrauscht, die natürlichen Schwierigkeiten hervorgetreten und der Radikalismus über die liberale Meinung Meister geworden sei. Triumphirend wendet Metternich diese Theorie auf die Verhältnisse in Neapel an, wo man vielleicht versucht gewesen sei, die Haltung der österreichischen Politik falsch zu beurtheilen. Dieselbe habe aber den richtigen Moment erfaßt, wo der Liberalismus von den Radicalen niedergeschmettert war, wo die Carbonari die Muratisten überwältigt hatten und alle halben Maßregeln durch eine kräftige Partei (par une parti fort) auf ihren wahren Werth zurückgeführt waren. Wie hoch Metternich die Bedeutung der neapolitanischen Dinge und den Gang des Laibacher Congresses anschlug, wie siegesfroh und selbstzufrieden er diese ganze Episode der Restaurationspolitik betrachtete, läßt sich aus wenig Actenstücken so lebendig erkennen, wie aus diesem Schreiben; sie trägt dasselbe Gepräge übermüthiger Zuversicht, welches die aus derselben Zeit stammenden Artikel von Gentz im österreichischen Beobachter auszeichnet.

In anderer Richtung merkwürdig ist eine Note Metternichs an den Baron Vincent, die bestimmt war, auf die Meinung des französischen Cabinets, insbesondere des Vicomte Montmorency, als des Leiters der auswärtigen Angelegenheiten, einzuwirken. Dort ist einmal die Eintracht Oesterreichs und Frankreichs auf Grund der Solidarität conservativer Interessen in der weitesten Ausdehnung verfochten und zwar nicht ohne bittere Seitenblicke auf die revolutionären Allüren des vorangegangenen französischen Cabinets; dann ist mit beredtesten Worten und im Tone vollkommensten candor animi der Satz durchgeführt, daß Oesterreich nie und nimmer daran denke, einen leitenden Einfluß in Italien behaupten zu wollen. Jede Idee eines Gegensatzes zwischen französischen und österreichischen Interessen in Italien müsse daher verschwinden; denn das sei nichts als eine Fiction (idée purement factice), erfunden von den Freunden der Revolution, um dadurch ihre Projecte zu unterstützen. Das österreichische Cabinet,

sagt Metternich, hat als unabänderlichen Grundsatz angenommen, sich von allem politischen Spiel entfernt zu halten. Unsere Ueberzeugung ist, daß die Reiche vor Allem nothwendig haben zu leben und daß in drohenden Epochen die gesunde Vernunft ihnen vorschreibt, alle Sorgen auf ihre Erhaltung zu concentriren.

Fast unmittelbar neben dieser merkwürdigen Ausführung stehen bei Farini ein Paar andere Actenstücke, welche die Ergänzung dazu bilden. Zu der Darlegung von Oesterreichs ganz harmloser und inoffensiver Politik in Italien gehören nämlich als unentbehrliche Erläuterung die Actenstücke, worin die Minister der italienischen Staaten dem Herrn und Meister in Wien Rechenschaft ablegen über ihre staatsmännische Wirksamkeit. Sie thun es im Tone von Untergebenen und versäumen auch das Kleinste nicht zu erwähnen, um sich ja vor dem Mentor der Restaurationspolitik als vollkommen auszuweisen. Ein Muster dieser Art ist das Memorandum, das der sardinische Minister della Torre für den Congreß von Verona ausarbeitete; darin ist nichts vergessen, von der Umgestaltung der Armee, der Polizei, der Verwaltung, des Unterrichts, der Presse an bis zu den speciellsten Zweigen der Organisation und Gesetzgebung. Gedrängter, aber in seiner prägnanten Kürze um so ausdrucksvoller ist ein Schreiben des Herzogs von Modena, den ja Metternich selbst als den vorzugsweise correcten unter den Potentaten Italiens bezeichnet hatte. Er faßt die Summe der Staatsmaximen, nach denen er seit dem Congreß zu Laibach sein Land regiert hat, in folgende sechs Punkte zusammen. Erstens die Begünstigung der Religion und ihrer Diener, um damit einen Einfluß zu mehren, der so wohlthätig und nützlich ist für die Ruhe der Staaten und für die Bildung ruhiger Unterthanen (au repos des états et à la formation des sujets tranquilles). Zweitens Hebung des Adels, dieser unentbehrlichen Stütze der Monarchie, damit man an den Adeligen eifrige Mitarbeiter gewinne für die Leitung der Geschäfte und sie besonders interessire bei der Erhaltung der bestehenden Ordnung. Drittens ausgedehntere Uebung der väterlichen Autorität und Herstellung derselben in ihrer ganzen Kraft. Viertens Verbesserung der Gesetzgebung in Bezug auf die Verbrechen der Majestätsbeleidigung; namentlich Vereinfachung der Procedur, um so weit wie möglich das Gutdünken der Richter zu Gunsten der Angeklagten, die leugnen,

zu beseitigen und die Mittel der Ueberführung so zu erleichtern, daß auch die Leugnenden die ganze Schwere des Gesetzes treffe. Fünftens Verbesserung der Jugenderziehung, insbesondere Trennung an verschiedene Orte, statt die jungen Leute an Universitäten zu vereinigen. Sechstens Wachsamkeit über die Presse und über die Verbreitung schlechter Bücher.

Gewiß ein Programm der Restaurationspolitik, das in seiner Präcision wie in seiner Vollständigkeit wenig Seitenstücke hat und das zudem aus einer Quelle stammt, das ihm eine besondere Bedeutung gibt. Die Modeneser Politik war jeder Zeit der getreueste und unwandelbarste Ausdruck der Parole, die von Wien kam; drum hat dieselbe auch, als in unserer Zeit die Früchte reiften, das ähnlichste Schicksal mit den Urhebern jener Staatskunst gehabt: unbegrenzten Haß allerwärts und nirgends eine Spur von freiwilliger Sympathie, sobald die Macht zu lohnen und zu strafen vorüber war.

Als der kleine italienische Dynast das angeführte Credo seiner Politik niederschrieb, da stand die Restaurationspolitik in üppigster Blüthe; es hatte sich der Sieger eine Zuversicht bemächtigt, die einen Umschlag der Dinge kaum mehr unter die Möglichkeiten zählte. Indessen nicht acht Jahre später sank der bourbonische Thron in Trümmer und es traten neue Verhältnisse ein, die wie wenig sie auch mit den Katastrophen von 1848 und 1859 zu vergleichen waren, doch zeigten, daß es eine arge Täuschung war, auf die Ewigkeit der Schöpfungen von Troppau, Laibach und Verona zu zählen.

Bei diesem Abschnitt, der Erschütterung von 1830, nimmt Adolf Schmidt die Darstellung der österreichischen Dinge auf. Daß die Politik, welche den Aufstand der Julitage hervorrief, nicht nach dem Sinne Metternichs war, ist bekannt. Es werden mehrere Aeusserungen an Rayneval erwähnt, wornach der österreichische Minister mit Besorgniß einem drohenden Staatsstreich entgegensah und die Meinung aussprach, es könne dadurch die Existenz der bourbonischen Dynastie compromittirt werden. Das hinderte freilich nicht, daß wenn die Sache gelang sie hohe Befriedigung erregt hätte. Schmidt sieht darin nur Folge der Denkungsart Metternichs und seines Kaisers. Denn, sagt

er, Franz I., obwohl Absolutist, war doch zu sehr ein Freund des Rechts und ein Feind der Neuerungen, als daß er nicht das Vorhaben Karls X. als Eingriff in jenes und als Spiel mit diesen von Grund hätte verdammen sollen. Die Gerechtigkeit ist der Grundstein der Regierungen und der Reiche — das war der Wahlspruch seines Lebens. Metternich aber war zu sehr in erster Linie conservativ, allen geschichtlich überkommenen oder friedlich und gesetzlich entstandenen Zuständen gegenüber, als daß er nicht jeden Umsturz legitim bestehender, verfassungsmäßiger Rechtsverhältnisse ebenso gut hätte scheuen und verurtheilen müssen, wie jeden revolutionären Angriff auf eine in anerkannter Wirksamkeit bestehende unumschränkte Regierungsform.

Diese Ansicht von Metternich geht als Grundanschauung durch die ganze Darstellung von Schmidt. Wir können sie in diesem Umfange nicht als begründet ansehen. Weder die einheimische Wirksamkeit in dem Zeitraum von 1810—1815, noch die Congreßarbeit, noch die italienische Restaurationspolitik scheint uns den Ruhm einer conservativen Politik zu rechtfertigen; Metternich hat wohl selbst einmal gesagt (in der angeführten Note an Baron Vincent): notre principe est celui de la conservation des choses légalement existantes — allein schon diese Definition scheint uns hinter dem Begriff einer ächt conservativen Staatskunst merklich zurückzubleiben und die Ausführung hat natürlich nicht dazu beigetragen, die Kluft zu verkleinern. Genügt es doch, an die Interpretation und den Vollzug des 13. Artikels der Bundesacte, an Carlsbad, an den hannover'schen Verfassungsbruch zu erinnern, um darzuthun, wie weit Metternich dem eignen Grundsatz, „gesetzlich bestehende Dinge zu erhalten", im Gedränge der Praxis treu blieb! Von Leuten wie Jules Polignac war er freilich gründlich verschieden; weder die fanatische Verranntheit, womit dieser das Staatsschiff der Klippe zutrieb, noch der verwegene Leichtsinn, es mit den unzulänglichsten Mitteln zu thun, war dem österreichischen Staatsmann eigen; er verdammte daher dessen Staatsstreich, zumal er mislang.

In Kaiser Franz sieht Schmidt den reinen Absolutisten, in Metternich mehr den conservativen Anhänger der Legitimität; doch weist er zugleich darauf hin, daß im Laufe ihres langen Zusammenwirkens manche Ausgleichung und manche Wechselwirkung stattgefunden hat

und auf den Monarchen Manches von der legitimistischen Anschauung des Ministers, auf diesen ein Theil der absolutistischen Ansicht des Monarchen übergegangen sei. Aber es blieben der Gegensätze doch gar viele bestehen. Ausser dem Unterschied in den Charakteren beider, in den zum guten Theil sehr abweichenden sittlichen und religiösen Anschauungen des Kaisers und des Ministers glaubt Schmidt namentlich in Einem eine tiefgehende Differenz Beider wahrzunehmen: in ihrer Ansicht über die Neuerungen. Der Widerwillen gegen dieselben, sagt er, ging bei Franz I. bis zur Manie einer absoluten Verneinung; um keinen Preis sollte geneuert werden, das Bedürfniß mochte noch so dringend, der Gegenstand noch so unschuldig, die Umstände die allerfriedlichsten und die Wege die allergesetzlichsten sein. Diesen Standpunkt theilte Metternich nicht. Namentlich war er jederzeit geneigt, dem Streben nach Macht und Einfluß, der Förderung der Interessen Oesterreichs, den sogenannten "Maximenstreit" unterzuordnen. Allerdings war auch er ein Todfeind aller Neuerungen, sofern dieselben das Geringste mit Gewaltsamkeit, Ungesetzlichkeit oder Nichtberechtigung gemein hatten oder zu haben schienen; wo aber ein solcher Charakter fehlte, da waren Neuerungen selbst der einschneidendsten Art durchaus offene Fragen, und zwar für ihn selbst nicht als Gefühls- oder Principienfragen, sondern durchaus nur als Fragen der politischen Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, oder des politischen Vortheils für Oesterreich.

Die Belege für diese Ansicht findet Schmidt in dem Verfahren, das Metternich nach des Kaisers Tod gegen Ungarn einschlug, in der Hinneigung zum Anschluß an den deutschen Zollverein und in der 1846 und 1847 kundgegebenen Bereitschaft, in Oesterreich wie im deutschen Bunde gemäßigte Reformen zuzugestehen. Es sind das gerade die Partien in Metternichs öffentlichem Leben, über welche der Verfasser der Zeitgenössischen Geschichten neues und interessantes Material beibringt und auf die wir darum noch genauer zurückkommen werden. Daß alle diese Anwandlungen einer neuen Politik unfruchtbar blieben, entsprang nach Schmidt's Ansicht nicht aus Mangel an Wollen, sondern einmal aus dem geistlosen Unverstand der polizeilichen Vorkehrungen gegen meist eingebildete revolutionäre Umtriebe, dann aus der moralischen Schwäche Metternichs in der Durchführung dessen,

was er im besseren Sinne als nothwendig oder zweckmäßig erkannt. Ja „diese nie genugsam gewürdigte Schwäche“ in seinem Charakter scheint ihm am meisten Schuld daran zu tragen, daß die lange Periode seiner Wirksamkeit eine Periode des Unsegens für Oesterreich wie für die Welt geworden ist. Auf sie, sagt er, sind die wichtigsten Motive und damit die Schwächen seiner Politik selbst zurückzuführen; auf ihrem Boden reifte seine übertriebene aberwitzige Revolutionsangst, und seine Liebe zum Frieden um jeden Preis; durch sie wurde seine Besorgniß vor ernstlichen Conflicten mit den ponderirenden Kräften seiner Umgebung, seine Scheu, sich mit Andern zu überwerfen, und damit die Schwäche seiner eignen Stellung bedingt. Das stimmt denn auch zu dem Bilde, das sich der Autor von der Persönlichkeit des Ministers entworfen hat. Er sieht in ihm weder einen Intriganten, noch einen Despoten. Um das eine oder das andere zu sein, war er ihm in geistiger und sittlicher Beziehung viel zu wenig straff und concentrisch geartet, viel zu sehr „ein galanter, entgegenkommender und redseliger Lebemann.“ Die ganze Persönlichkeit Metternichs, fügt er hinzu, sein Benehmen, die Art seiner Unterhaltung war himmelweit davon entfernt, den Eindruck eines Weltbeherrschers oder eines Tyrannen zu machen. Wer sich mit solchem Vorurtheil ihm nahte, sah es alsbald an seinem freundlich entgegenkommenden Wesen, an seiner leutseligen Unbefangenheit zerfließen, die selbst weit unter ihm Stehenden gegenüber nicht selten in Wort und Geberde bis zu einer gewissen Vertraulichkeit sich stimmte.

Ihn darum vom Vorwurf der Intrigue freisprechen, weil H. Heine einmal im Vergleich mit der preussischen Reaction ihm ein höhnisches Lob ertheilt hat, das möchten wir, schon in Erinnerung der Politik von 1813—1815, ebenso wenig, als auf das Zeugniß von Binder und W. Menzel hin ihn gegen den Vorwurf der Despotie in Schutz nehmen und ihnen das Wort auch nur nachsprechen, daß seine Staatskunst „offen und gerecht“ gewesen sei. Ein großartiger Zwang allerdings und ein „gewaltsames Durchgreifen,“ ein „despotisches Glückseligmachenwollen und eine Centralisirungswuth,“ wie mit einem Seitenblick auf Frankreich die Worte des Lobredners (Binder) lauten, war ihm nicht eigen; aber doch wohl mehr aus zaghafter Schwäche, als aus gewissenhafter Anerkennung des Rechts und der Freiheit der Völker.

Als den Grundgedanken von Metternichs äusserer Politik nach der Restauration von 1815 bezeichnet Schmidt: mit dem Frieden und durch ihn vor allem Oesterreichs Integrität und die ununterbrochene Fortdauer seiner Action als Großmacht sicherzustellen. Demnach mußte das Ziel ein durchaus conservatives sein: den Bestand der Dinge, die vertragsmäßig geordneten Territorialverhältnisse unverbrüchlich aufrecht zu erhalten, keinerlei Versuche einseitiger Veränderung zu dulden, auch dem leisesten Trachten der Cabinete nach einer Vermehrung ihrer Macht oder Erweiterung ihrer Grenzen Widerstand zu leisten. Der Charakter dieser Politik war daher im europäischen und im österreichischen Sinne ein grundsätzlich defensiver. Dabei macht der Autor die vollkommen zutreffende Bemerkung, daß dies äußere Verhältniß auf die innere Politik entscheidend zurückwirkte und es dem Staatskanzler fast unwillkürlich zur Natur ward, alle Gesichtspunkte und Normen seiner auswärtigen Politik auf die innere zu übertragen. Gewohnt, mit dem „Ausland“ zu verkehren, sagt Schmidt, bemüht, es in internationaler Beziehung diplomatisch zu beherrschen, behandelte Metternich auch die inneren Angelegenheiten aller europäischen Länder mit Einschluß von Deutschland und Oesterreich wie internationale Fragen und alle deutschen Bundesstaaten, alle provinciellen Bestandtheile der österreichischen Monarchie wie auswärtige, nach diplomatischen Gesichtspunkten zu regierende Faktoren. Es war, wie wenn Alles, was außerhalb seines oder des Wiener Cabinets lag, für ihn „Ausland“ war. Denn wie in der auswärtigen Politik der Zweck dahin ging, die Integrität des Reiches zu wahren gegenüber den Vergrößerungsplänen der Staaten; so war er in der innern darauf gerichtet, die Integrität der Reichsgewalt sicherzustellen gegen die Vergrößerungspläne der Parteien. Diese wurden im Verhältniß zur Staatsregierung ebenso von ihm als rivalisirende Mächte betrachtet, wie die auswärtigen Staaten im Verhältniß zum Gesammtkörper Oesterreichs. Wie man diesen nicht durch jene verkleinern oder verkürzen lassen dürfe, so sei es auch Aufgabe, innerhalb desselben die Regierungsgewalt nicht durch das Treiben der Factionen verkleinern oder verkürzen zu lassen. Und wie man die Pflicht habe, den Erweiterungsideen der auswärtigen Mächte entgegenzutreten: so müsse man auch im Innern jedem auftauchenden Streben der Parteien nach Erweiterung ihres Einflusses auf das Staatsleben sich widersetzen.

Die schwachen Seiten dieser Staatskunst ergeben sich gleich aus ihren nächsten Consequenzen. Um ein Ziel, wie es sich Metternich steckte, zu erreichen, mußte nicht nur die revolutionäre Neuerung offen bekämpft, sondern auch die berechtigte und in gesetzlichen Bahnen sich abwickelnde Reform wie eine Störung betrachtet und darum in der Stille ihr entgegengewirkt werden. Um Oesterreichs willen sollte, wie Schmidt sagt, die Welt ringsumher regungslos und stumm in die Zukunft starren: keine Hand begehrlich zucken, kein Wort des Sehnens sich vernehmen lassen, keine Reform von Bedeutung die Begehrlichkeit wecken. Dem System zu gefallen mußten also nicht nur in Neapel, in Piemont, in Spanien die auf revolutionärem Wege entstandenen Verfassungen gewaltsam beseitigt und eine Politik europäischer Reaction voll furchtbarer Verantwortlichkeit in's Werk gesetzt werden; um desselben Zweckes willen durften Deutschland und die Schweiz ihre mangelhaften Bundesverfassungen nicht mit besseren vertauschen, mußte das constitutionelle Leben der kleineren Staaten vom Anfang an verkümmert werden, durfte Preußen dem Zuge der Entwicklung nicht folgen, der nicht allein durch feierliche Verheißungen, sondern noch dringender und unabweisbarer durch die ganze Natur dieses Staates vorgezeichnet war.

Ein solches Thun verdient vielleicht den Namen einer stabilen, aber schwerlich den einer conservativen Politik; denn die höchste Aufgabe der erhaltenden Staatskunst kann doch nie darin gelegen sein, nur das Vorhandene geistlos zu erhalten und jede natürliche Umgestaltung des Lebens mit mechanischen äusseren Mitteln abzuwehren. Es gilt vielmehr, jedem berechtigten Lebenstrieb Raum zu gönnen, alles organische Fortschreiten mit wachsamem Auge zu erkennen, ihm so viel wie möglich normale Bahnen anzuweisen und alle Plötzlichkeit des Uebergangs nach Kräften zu vermeiden. Man kann wohl nicht sagen, daß der Lenker der österreichischen Politik seine Aufgabe in diesem Sinne gefaßt hat. Zwar in dem bekannten Schreiben an Berstell erklärt er es als sein Ziel: Veränderungen nur dann zuzulassen, wenn sie „als durchaus nöthig" erscheinen und wenn sie „mit völliger Freiheit und nach reiflich überlegtem Entschlusse vorgenommen" würden; allein seine eigne innere Verwaltung, wenn sie theils zu einem hoffnungslosen Flickwerk herabstieg, theils nach flüchtigem Aufraffen zu Besserem sofort in die alte Lethargie zurückfiel, steht mit diesen Worten nicht im

Einklang. Ja selbst die an derselben Stelle von ihm ausgesprochene Maxime, daß zu dem Erhaltungswürdigen nicht nur die alte Ordnung der Dinge gehöre, sondern auch alle neuen gesetzlich geschaffenen Institutionen und man von der bestehenden Ordnung in keinem Falle abweichen dürfe, welches Ursprungs dieselbe auch sei — auch diese Maxime ist unsres Bedünkens keineswegs treu festgehalten worden; zur Erhaltung der z. B. in Deutschland neugeschaffenen Institutionen gehörte nicht allein, daß man sie vor offnem Umsturz bewahrte (und selbst dies ist nicht geschehen!), sondern ihnen auch die natürlichen Bedingungen ihres Lebens ehrlich erhielt. Von den Tagen zu Carlsbad und Wien an bis zu den geheimen Conferenzen von 1834 ist aber, unter Metternichs unmittelbarem Antrieb, das gerade Gegentheil von dem gethan worden.

Man muß an diese Dinge erinnern, weil Oesterreich heute die Frucht dieser Politik zu ärndten hat. Ein volles Menschenalter ward alle politische und nationale Entwicklung großer Gebiete, wie Deutschland und Italien vorzugsweise von dem abhängig gemacht, was dem Metternich'schen Oesterreich convenirte, und das Unheil läßt sich kaum übersehen, welches dadurch in jenen Ländern wie in Oesterreich selber aufgewuchert ist. Oder wer möchte leugnen, daß die moralische Isolirung des Kaiserstaats, deren Zeugen wir geworden sind, die Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal, die kaltblütig ausgesprochenen Zweifel über die Nothwendigkeit seiner Existenz viel weniger eine Frucht persönlicher Einflüsse und Antipathien, als eine Folge der allgemeinen Reaction gegen den unerlaubten Druck ist, womit das Metternich'sche Oesterreich den gesunden Gang großer nationaler Entwicklungen verkümmert hat.

Auch Schmidt wirft eine Frage auf, die auf denselben Hintergrund hinweist. Wer aber, fragt er, hätte fähig sein können, alle Consequenzen eines solchen Systems, und auf die Dauer zu tragen? Metternich war es nicht. Anfangs durch die Sympathien der heiligen Allianz gekräftigt und begünstigt, sah er sein System von manchem großen momentanen Erfolge gekrönt. Aber die Sympathien lockerten sich; die Schwierigkeiten, gemeinsame Beschlüsse zu Stande zu bringen, nahmen mehr und mehr zu; man begann die absolute Gültigkeit, die Unfehlbarkeit des österreichischen Systems zu bezweifeln; es schien un-

möglich, daſſelbe auf die Dauer und mit Conſequenz feſtzuhalten. Die engliſche Diplomatie wurde oppoſitionell, die franzöſiſche lau, die ruſſiſche hatte ſich nur mit Widerſtreben gefügt; die deutſche wagte ſchon auf dem Congreß zu Wien im Jahr 1819 die Auffaſſungen und Anträge Metternichs als Manifeſtationen einer „allzugroßen Aengſtlichkeit und Uebertreibung“ zu bekritteln; der Congreß zu Verona im Jahr 1822 war der letzte, den Metternich zu berufen wagte; er ſah ſich in Betreff der Erfolge ſeines Syſtems mehr und mehr auf ſeine eigene Kraft beſchränkt. Und da erwies ſich dieſe als zu ſchwach. Denn ſeitdem zeigte es ſich, daß der conſequenten Durchführung ſeines künſtlichen Friedensſyſtems ſeine eigne Friedensliebe hinderlich war. Und wiewohl der Verf. Metternichs conſervative Weiſe milder beurtheilt, als wir es vermöchten, ſpricht doch auch er bei Gelegenheit der Bundesbeſchlüſſe von 1832 das zutreffende Wort unverholen aus. Sie zertraten, ſie vernichteten nicht, ſagt er; ſie hoben keine Verfaſſungsbeſtimmungen mit roher Gewalt auf. Aber auf dem Wege einſeitiger Interpretation, mittelſt Ausbeutung jedes Buchſtabens des Bundesrechts und der Einzelverfaſſungen, ſoweit er Handhaben bot, wurde alles, was ein Recht des Volkes, oder der Stände, oder des Geiſtes genannt werden konnte, gleichſam eingefangen, in Bande gelegt und in eine erſtickende Kerkerluft eingepfercht, oder nach Möglichkeit abgerieben, bedrängt und gequetſcht. Selbſt die ſervilſten Panegyriker Metternichs, die ſtets auf ſeiner Seite „alle Gutgeſinnten“ zu finden glaubten, vermögen bei dieſem Anlaß die allgemeineren Eindrücke des Unwillens nicht zu vertuſchen.

Als den erſten Riß in die Feſtigkeit des Syſtems bezeichnet Schmidt den ruſſiſchen Krieg und den damit eng verflochtenen griechiſchen Aufſtand; als den zweiten und verhängnißvolleren die Julirevolution. In dem einen Falle ließ Oeſterreich den friedlichen Statusquo juſt an der Stelle gewaltſam durchbrechen, die zugleich mit ſeinen eignen Intereſſen am innigſten zuſammenhing und für ſeine Sicherheit die wichtigſte war; im zweiten Falle gab man das ſo oft und laut verkündete Princip der Legitimität preis und capitulirte mit der vollendeten Thatſache einer ſiegreichen Revolution. Beides aus einer Friedensliebe, der bereits in deutlichen Zügen die Schwäche und Furcht auf der Stirn geſchrieben ſtand. Es war freilich minder ſchwer und kühn geweſen, als

es Vielen erschien, jenes Banner hochflatternd in den Lüften zu halten, so lange die Verkehrtheiten der Revolution in den südlichen romanischen Ländern willkommene Nahrung gaben, so lange das Princip friedlichen Fortschritts theils von dem Platz verdrängt, theils durch die Schwäche seiner Vertreter ohnmächtig war, so lange in den beiden größten Staaten des Continents, die neben Oesterreich standen, in Frankreich wie in Rußland die contrerevolutionären Stimmungen in vollem Uebergewicht begriffen waren und ihre Solidarität selbst den natürlichen Gegensatz der Interessen verdeckte. In diesen Tagen, wo Frankreich von den Ultres regiert ward, Rußland aus den liberalen Allüren Alexanders immer greller in's Gegentheil übersprang, England und sein Castlereagh in Worten ohne Nachdruck oder in schmollendem Zurückziehen die europäische Contrerevolution bekämpfte — da war es kein allzugroßes Wagniß, in Italien zu interveniren, in Deutschland Kammern und Presse stumm zu machen, und im eignen Staate den alten Wust wie das Palladium des Reiches zu „conserviren.“ Da kam aber Kaiser Nikolaus und durchbrach das Stillleben der europäischen Friedenspolitik mit seinem Angriff auf das osmanische Reich; da kam die Julirevolution und warf in wenig Tagen das mühevolle Gebäude der restaurirten Monarchie über den Haufen. Es war im Grunde die erste ernstere Prüfung für das System des Staatskanzlers, und vor dieser ersten Probe strich er, trotz des so oft und laut bekannten Princips, die Segel.

Mit dieser Nachgiebigkeit nach Außen ging aber Hand in Hand eine viel straffere Handhabung des polizeilichen Regiments im Innern. Dieselbe Faust, die nach Außen geschmeidig machte, weckte im Innern einen erhöhten Widerstand gegen alles selbständige Leben. Nun erst gab sich Franz I. mit einem gewissen Fanatismus seinem absolutistischen Gebahren hin; nicht nur Hormayr hat von dieser Zeit gesagt, daß der Kaiser „nur in der Polizei und durch die Polizei“ regiert habe, auch ganz loyale Männer wie Graf Hartig sprechen das gleiche Urtheil aus. Wie weit Metternich aus freier Bewegung auf dieser Bahn gefolgt ist, dafür fehlt es vorerst an ausreichenden Zeugnissen; gewiß ist nur, daß er sich der Strömung ohne Widerstand hingegeben hat. Nun kam die eigentliche Blüthezeit der kleinlichen Reaction in Oesterreich selbst und in den deutschen Bundesstaaten; nun erst ward der

Bundestag vollends zu einer an Oesterreichs Fäden geleiteten Polizei-Maschine herabgewürdigt. Niemals ist mit der Furcht vor der siegreichen Revolution ausgiebiger gewirthschaftet, niemals der Popanz eines allgemeinen Umsturzes öfter heraufbeschworen worden als damals.

Schmidt hat sich die dankenswerthe Mühe genommen, aus einer Anzahl von Aktenstücken und Erklärungen des österreichischen Staatsmannes, die in diese Periode fallen, die verschiedenen Formen des Nothschreis zusammenzustellen, worin der nahe Umsturz der monarchischen Institutionen, der Sieg der Revolution, die völlige Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung redselig prophezeit ward; er scheint anzunehmen, daß diese Aeusserungen der Besorgniß nicht nur aus der Taktik des Einschüchterns, sondern aus wirklichem Schrecken hervorgingen. Man wird dadurch, sagt er beißend, fast mit Unvermeidlichkeit auf das Auffallendste aller Resultate geführt; dann nämlich war Metternich selbst innerlich kein Monarchist, denn er glaubte selbst nicht an die Mission, an die Lebensfähigkeit und Dauer des monarchischen Princips, ohne welchen Glauben die monarchische Gesinnung ein Unding und höchstens eine künstliche Selbsttäuschung ist.

Und wer möchte sagen, daß jene Furcht nur eine scheinbare, zum Schrecken der Andern vorgespiegelte gewesen sei? Wenn man z. B. die Verhandlungen in Carlsbad durchgeht, kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, daß es wenigstens zum guten Theil ernstlich gemeint war mit jenen ungeheuerlichen Besorgnissen, die Metternich und seine Satelliten dort ausspielten. Für einen ächten Staatsmann wüßten wir freilich kein sprechenderes Armuthszeugniß aufzufinden, als jene Nothrufe gegen die Gefahr, die von den süddeutschen Verfassungen drohte, und als jene Angst vor der freien Presse und jeder Aeusserung des öffentlichen Lebens, womit man die Nothwendigkeit von Ausnahmsgesetzen darlegte. Oder existirt wohl irgendwo ein Beispiel, daß der Minister eines Reiches von solchen Hülfsquellen und Dimensionen sich von gleicher Furcht vor Kleinigkeiten bestimmen ließ? Existirt ein Beispiel, wo der Lenker einer Großmacht so jeder Zuversicht in die eigne Kraft entbehrte und seine Angst vor Zeitungen und Kammern mit gleicher Naivetät aussprach, wie dies zu Carlsbad geschehen ist? Es muß Einem allerdings Ernst sein mit der Furcht, wenn man sie in dieser Weise vor Mit- und Nachwelt einzugestehen den Muth hat.

Die Katastrophe von 1830 zog freilich den Kreis der Wirksamkeit etwas enger; indessen in diesem engeren Kreise blieb die österreichische Politik entschlossen, um so nachdrücklicher zu agiren. Deutschland und die Schweiz waren die besonders auserwählten Lande. Wenn man die natürlichen und geschichtlichen Verhältnisse abzog, ließ sich nicht verkennen, daß die politischen Bestrebungen beider Länder eine gewisse Verwandtschaft unter sich hatten. In Deutschland rangen die Constitutionellen, in der Schweiz die Demokraten nach einer in Wahrheit repräsentativen Form der Verfassung; dort wie hier bildete sich langsam aber stetig eine Partei, die den lockeren und zu jeder gemeinsamen Action unbrauchbaren Staatenbund in eine bundesstaatliche Föderation umzugestalten strebte. Gegen beides hat die Politik Metternichs mit einer Ausdauer operirt, die einer besseren Sache werth gewesen wäre. Namentlich in der Schweiz liegt uns die Probe dieser Staatskunst nun klar vor Augen; ein volles Menschenalter war dort mit redlicher Beihilfe der hochconservativen Politik, die Unruhe und Friedlosigkeit fast permanent geworden. Beides hat erst aufgehört, als die Schweiz den Moment vollster Agonie der alten Politik glücklich ergreifend sich rasch eine neue, bessere Ordnung schuf und damit die Quelle rastloser Wühlerei verstopfte, in deren Ausbeutung sich die reactionäre Diplomatie und die radicale Flüchtlingsschaft gleichmäßig theilte.

Ein interessantes Aktenstück, das diesem Gebiete angehört, ist das Memorandum vom 5. Juni 1832, das unserem Autor schon seit längerer Zeit handschriftlich vorgelegen hat und seitdem durch Tillier auch im Druck bekannt geworden ist. Die Aussicht, daß die Tagsatzung die Bundesrevision auf die Tagesordnung bringen würde, war hinreichend, ein drohendes Manifest der österreichischen Staatskanzlei zu veranlassen, dem zufolge die gesammte Diplomatie der europäischen Großmächte sofort einzuschreiten hatte für die Unabänderlichkeit der alten Verfassung. Sie sollten erklären: „nur die Eidgenossenschaft, wie sie sich seit 1815 constituirt, erfreue sich des Schutzes der Mächte; eine Beeinträchtigung jener Verfassung könnten sie nimmer zugeben. Wenn man sich aber gleichwohl herausnähme, durch Tagsatzungsbeschlüsse die Grundbestimmungen desselben zu ändern, würden die Mächte nicht im Stande sein, einer in Folge derartiger Ereignisse eingesetzten

Gewalt die der Eidgenossenschaft durch die Verträge bewilligten Rechte zuzuerkennen, noch auch die Garantie einer immerwährenden Neutralität aufrecht zu erhalten.“ Es ist das Programm einer Politik, die fünfzehn Jahre lang fortgewuchert hat und ihrer Zeit nicht wenig dazu beitrug, den Nimbus Metternich'scher Ueberlegenheit zu zerstören. Denn damals zuerst sprach das Wiener Cabinet den Grundsatz aus, daß es allen Cantonen, die früher oder später der Bundesreform vom Standpunkt der alten Verträge aus sich widersetzen würden, seine Unterstützung leihen werde; ja es ermunterte geradezu die Minderheit, gegen jede constitutionelle Veränderung sich zum Widerstande zu organisiren. Es war eine erste Anregung zu einer Sonderbundspolitik; wie Schmidt sagt, ein Keim, an dessen üppig aufwuchernder Dornenfülle die österreichische Politik fünfzehn Jahre später sich selbst am schmerzlichsten die Hände ritzen sollte, als sie mit den Fingerspitzen der Diplomatie unvermuthet in die Stacheln fuhr.

Noch kläglicher verliefen die Dinge in Deutschland; unser Autor hat darum auch der Versuchung nicht widerstehen können, die Politik, die dort das Ruder führte, bitter zu persifliren. Weit und breit, sagt er, weckten sie, als ob ganz Deutschland schon in Flammen stehe, den angstvollen Lärmruf: „zu Hilfe! Rettung! die Monarchie ist in Gefahr!“ Vergeblich mahnten besonnene Stimmen: es sei nur ein blinder Feuerlärm. Von allen Seiten rasselten unter österreichischem Commando die Feuerspritzen herbei und stellten sich die Löschmannschaften auf; die Bundesversammlung wurde mit allen Sicherheitsmaßregeln und polizeilichen Anordnungen betraut. Seit dem 30. Sept. 1830 erging in ununterbrochener Kette ein vorsorgliches Reglement nach dem andern. Und nun begann ein seltsames Schauspiel! Es thut uns leid sagen zu müssen, was zu verschweigen Lüge wäre: aus Leibeskräften wurde gespritzt, wo nichts zu löschen war; und wo es lichterloh brannte, zog man bedächtig die Spritzen zurück. Als 1831 die Revolution in Luxemburg ausbrach, zugleich mit der Tendenz der Losreissung von Deutschland: da war es Zeit dreinzufahren und zu löschen; da wäre es allerdings die Pflicht des deutschen Bundes und Oesterreichs gewesen, den letzten Mann daran zu setzen, um das Feuer zu bändigen. Allein bei diesem Anlaß wich man vielmehr zurück um sich nicht zu versengen, weil dahinter Orkane im Anzug waren; und

es trat die grelle widerspruchsvolle Anomalie ein: daß die Revolution nicht nur als örtliche Siegerin, sondern als Siegerin über Deutschland, unter Oesterreichs Auspicien im November die Sanction erhielt. Das war die Zeit, in der die Völker bedeutet wurden: „Adressen über öffentliche Angelegenheiten“ könnten als „unstatthaft“ nicht geduldet werden; die Zeit, da an alle Regierungen die Mahnung erging, die überwachte Presse mürbe oder todt zu machen. Als dann aber wenige Monate später, im Mai 1832, zu Hambach ein republikanischer Schornstein ausgebrannt war, da erklärte Metternich dem Bundestagspräsidenten: „das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden.“

Bis zum Jahr 1834 arbeitete das System in aller Rüstigkeit fort; in den bekannten Ministerconferenzen und ihren geheimen Beschlüssen feierte es seinen letzten Triumph. Der Tod von Kaiser Franz und der Umschwung von 1840 rief neue Verhältnisse hervor, deren nächste Frucht eine Lähmung der so eifrig betriebenen Bundespolitik war. Niemand — so resumirt Schmidt das Ergebniß dieser Periode — Niemand in der That hat der Monarchie in Europa mehr geschadet als Metternich; er, der fort und fort sie mit der Prophezeihung ihres Untergangs bedrohte, der ihr die Zuversicht und das Selbstvertrauen raubte, der sie ausgleiten ließ, indem er sie stützen wollte, der sie in Gefahren verstrickte, indem er sie zu retten bedacht war. Wie ganz anders würde Deutschland in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts dastehen, wenn in der gleichen Zeit des Mangels an Einsicht, an Willen und an Kraft, und in einer an Macht und Einfluß ähnlichen Stellung — statt des Fürsten Metternich ein Freiherr von Stein in Europa gewaltet hätte!

Inzwischen gestaltete sich die Regierungsmaschine in Oesterreich selbst immer schleppender und unbrauchbarer; der alternde Kaiser Franz war in Erwägungen und Entschlüssen nicht schneller geworden, als der junge; vielmehr hatte die wachsende Furcht vor Neuerungen seine Bedächtigkeit bis zur Erstarrung gesteigert. Schon 1829 war die Klage allgemein geworden über die unzähligen und endlosen Verzögerungen kaiserlicher Entscheide, und seitdem wurde es dem Kaiser mit jedem Tage schwerer, in irgend einer Sache zur Entschließung zu kommen. Die Zahl der Angelegenheiten, bei denen seine Unterschrift

als nothwendig galt, war unglaublich groß; ſelbſt im Kreiſe der fremden Diplomaten, aus deren Berichten Schmidt geſchöpft hat, berechnete man die Nummern der Anträge, die der Erledigung harrten, auf viele Tauſende, und es war notoriſch, wie alle Behörden klagten: es müßten die dringendſten Maßregeln unterbleiben, weil des Kaiſers Unterſchrift nicht zu erlangen ſei. So wuchs das Uebel bis zu ſeinem Tode, im März 1835. Jene diplomatiſchen Berichte rühmen es in ihrer ſehr ſchonenden Schilderung des Kaiſers, daß ſeine perſönlichen Meinungen auf die auswärtige Politik wie auf die Verwaltung im Innern fort und fort den fruchtbarſten Einfluß geübt und nach und nach das Gepräge von feſtſtehenden Regierungsgrundſätzen angenommen hatten. Dieſe Fruchtbarkeit, bemerkt dazu Schmidt, war in der That eine enorme, aber überwiegend eine ſchädliche, weil ſie auf den Augenblick und nicht auf die Zukunft gerichtet war, weil ſie Eintagsgewächſe aber keine ſtämmigen Eichen zeugte, weil ſie durch ihre Ueppigkeit der Fruchtbarkeit anderer Kräfte den Boden entzog, und weil ſie endlich, in ſtaatlichen Dingen von Vorurtheilen geſchwängert, auch nur Vorurtheile in ihrem Schooße trug. Denn Franz, wie man ſchon früh von ihm geſagt hat, war zwar in kleinen Angelegenheiten groß, aber in großen nur allzu oft klein; er regierte von heute auf morgen, er regierte die Splitter eines Ganzen, aber nicht das Ganze; er verwaltete mehr, als er regierte.

Das politiſche Teſtament des Kaiſers ſchrieb aber dem Nachfolger vor: zu regieren wie er ſelbſt regiert und in keiner Weiſe auf Veränderungen ſich einzulaſſen. Zugleich empfahl er ihm den Fürſten Metternich als ſeinen beſten Freund und treueſten Diener; ihm möge er ganz vertrauen und ohne ihn nichts unternehmen.

Alſo die ſtrenge Erhaltung des Beſtehenden! Was dies Beſtehende war, darüber haben nach dem Zuſammenſturz der alten Maſchine die verſchiedenſten Stimmen, Graf Hartig und Fiquelmont, Pillersdorf und Metternich ſelbſt ein ziemlich übereinſtimmendes Urtheil gefällt. Auf ihre Ausſagen geſtützt nimmt auch Schmidt ein kurzes Inventar der ſtaatlichen Hinterlaſſenſchaft auf, die Kaiſer Franz gewiſſenhaft zu erhalten ſeinem Nachfolger anbefahl.

Es war vor Allem kein Staat und keine Monarchie, ſondern wie ſich Czörnig noch neuerlich ausgedrückt hat, „nur eine Sammlung von

Erbländern", die nur lose neben einander standen, im Grunde ohne einen andern gemeinsamen Schwerpunkt, oder eine andere Einheit als diejenige, die in der Person des Beherrschers der verschiedenen Länder dargestellt war. Zwar war es zum Dogma geworden, daß die absolute Gewalt des Regenten dies Alles zusammenhielt, allein diese Gewalt war nur scheinbar absolut; nicht allein durch nationale und locale Verschiedenheiten, sondern auch durch ständische Rechte war diese Unbedingtheit hundertfach durchkreuzt, und das Beispiel Ungarns bewies, daß alle Aengstlichkeit der Erhaltungspolitik nicht zureichte, das Emporwachsen ständischen Widerstandes in der Wurzel zu ersticken. Auch das beliebte "System", zu dem man in der zunehmenden Bedrängniß wie zu einem Talisman sich flüchtete, war kein System mehr; vormärzliche Staatsmänner, wie Graf Hartig, haben schon treffend nachgewiesen, wie auch hier die Principlosigkeit die Oberhand gewonnen hatte und namentlich der Grund streng absoluten Regiments durch die laxe Observanz patriarchalischen Geschehenlassens zum Theil wieder aufgehoben ward. Es blieb schließlich nichts als die unselige Vielregiererei, mit welcher die Regierung Alles und Jedes zu beeinflussen und zu leiten, bei den geringfügigsten Angelegenheiten mit ihrer Autorität zu intervenieren, und selbst die persönlichen Interessen zu bevormunden bedacht war. Sie erschöpfte sich dabei in Mühe und Arbeit, ohne eine Frucht zu erzielen oder auch nur Gehorsam zu erreichen. Der Verfasser der "Genesis" vergleicht sie einem gutmüthigen Vater, der seine Kinder beständig meistert, und ihnen dennoch meist durch die Finger sieht. Dazu kam dann die täglich zunehmende Verwirrung einer Staatsmaschine, in welcher die Hofstellen, der Staatsrath, die Conferenzen sich gegenseitig mehr durchkreuzten und hemmten, als zu einem gemeinsamen Ziele arbeiteten. Auch diese Anarchie der höchsten Regierungsstellen ist von Männern des alten Systems grell genug geschildert worden; meinte doch Metternich selbst, daß mit der vorhandenen Maschine gar nicht regiert werde und daß in diesem Nichtregieren das Hauptübel des Staates liege.

Dies war die Erbschaft, die Kaiser Ferdinand I antrat und die er in verhängnißvoller Pietät gegen den Vater unverändert zu erhalten versprach. Die Lage war zudem seit März 1835 nicht mehr die gleiche wie vorher. Ferdinands Persönlichkeit vermochte den Platz des

Vorgängers nicht auszufüllen; körperliche und geistige Schwäche des neuen Herrn machte eine Art von Regentschaft nothwendig, die schwerlich dazu beitrug, die verworrene Staatsmaschine in bessere Ordnung zu bringen. Wie Schmidt sagt: Alles nur Mögliche hatte Franz seinem Nachfolger hinterlassen, vor Allem ein gewaltiges Reich; aber umgekehrt diesem gewaltigen Reiche hinterließ er an seiner Stelle nichts, d. h. keinen Ersatz, keinen Regierer, kein willenskräftiges und leitungsfähiges Haupt.

Und dieser Mangel an Leitungsfähigkeit trat bald genug grell ins Licht. Wie herb man auch immer das Schicksal nennen mochte, das mit dem wohlwollendsten und weichsten Herzen diesen hinfälligen Körper und diesen Mangel an geistiger Spannkraft verbunden hatte, die Thatsache ließ sich nicht wegstreiten, und selbst mit aller Popularität, die den herzensguten Monarchen empfing, nicht verhüllen: daß hier eine Unzulänglichkeit der Kräfte vorlag, die den Gedanken an stetige Besorgung der Regierungsgeschäfte völlig ausschloß. Nach den diplomatischen Quellen, die Schmidt benützt hat, trat schon im Sommer des Jahres 1836 und seitdem immer deutlicher diese Unzurechnungsfähigkeit zu Tage. Zwar hörte Kaiser Ferdinand noch täglich die Vorträge seiner Minister an, dieselben „verhehlten sich aber nicht, daß er nur selten eine fortgesetzte Aufmerksamkeit mit einiger Ausdauer auf Regierungsangelegenheiten zu richten vermochte." Auch kamen Mißbräuche der kaiserlichen Unterschrift vor, die sehr dazu angethan waren, ernstere Besorgnisse zu wecken. Man mußte annehmen, daß die Unterschriften „durch Mitwirkung eines Kammerdieners" der Herzensgüte des Kaisers entlockt, oder „in einem Augenblick der Zerstreuung" erlangt wurden.

So war denn die Bestellung einer Regentschaft durch die Verhältnisse dringend geboten. Aber wie sie bestellen, war die schwere Frage! darüber zwar bestand kein Zweifel, daß es vor Allem drei Persönlichkeiten seien, deren Einfluß überwog — Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat — allein es war auch unverkennbar, daß unter ihnen selbst eine vollkommene Uebereinstimmung nicht bestand. Was Schmidt aus den Depeschen des Schweizer Diplomaten über die Lösung dieser Frage mittheilt, ist wohl nicht erschöpfend, aber doch immer ein sehr schätzbarer Beitrag zur Aufhellung dieser dunkeln

Partie. Im Spätjahr 1836 hatte Kolowrat, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, Urlaub genommen, d. h. wegen Differenzen mit dem Erzherzog und mit Metternich sich auf Monate von den Geschäften zurückgezogen. Außer der Meinungsverschiedenheit, die zwischen ihm und dem Erzherzog über das einzuschlagende Zollsystem bestand, bewegten sich die Differenzen vorzüglich um die Organisation der Regierung. Kolowrat wünschte den Staatsrath, der als Ganzes bedeutungslos war und in lauter lose Glieder auseinanderfiel, umgestaltet und zu höherem Einfluß gehoben; Metternich und der Hof dachten an die Bildung eines engeren Regentschaftsrathes. Thatsächlich lag bis dahin, bei der Nullität des Staatsraths, der Schwerpunkt der Regierung in dem sogenannten Conferenzrath, dem Metternich als ältester Conferenzminister präsidirte, und an welchem (da sich Bellegarde und Nadasdy ganz zurückgezogen hatten) außerdem nur noch Kolowrat Theil nahm. Waren die Beiden einig, so blieb die Staatsmaschine leidlich im Gang; waren sie es nicht, so kam sie entweder ins Stocken, oder der Erzherzog mußte vermitteln und ausgleichen. Dennoch hätte wohl Metternich diese Anordnung am liebsten erhalten; denn sie sicherte ihm einen vorwiegenden Einfluß. Aber Kolowrat war entschieden dagegen und auch die Erzherzoge zeigten sich nicht eben geneigt, die Majordomuswürde Metternichs zu unterstützen. Auf der andern Seite fand Kolowrat's Idee, „den Staatsrath ganz neu als einen Gesammttheil unter seinem Vorsitz zu organisiren, und den Präsidenten der Sectionen ein unmittelbares mündliches Referat bei dem Kaiser zugestatten, ebenso entschiedenen Widerstand bei Metternich und Erzherzog Ludwig; jener mochte sein persönliches Uebergewicht, dieser die absolutistische Form des Regiments dadurch gefährdet sehen. So entstand ein Compromiß, indem man sich entschloß, den Conferenzrath umzugestalten und außer den beiden Ministern, die ihn faktisch bildeten, die Erzherzöge Ludwig und Franz Carl hereinzuziehen. Durch persönliche Intervention der verwittweten Kaiserin und des Erzherzogs Johann gelang es, den widerstrebenden Kolowrat zu bewegen, daß er sich mit einigen nicht wesentlichen Concessionen begnügte und dem neuen Project seine Mitwirkung lieh. Der Staatsrath wurde nicht, was er daraus hatte machen wollen; dagegen entstand die Staatsconferenz, welcher Erzherzog Ludwig, Franz Carl, Metternich

und Kolowrat angehörten. Das Präſidium war nicht mehr, wie im alten Conferenzrath, in den Händen Metternich's; es ward nominell vom Kaiſer, faktiſch vom Erzherzog Ludwig, geführt. Da dem andern kaiſerlichen Prinzen nur eine berathende Stimme zugeſtanden war, exiſtirte demnach als oberſte Behörde ein Triumvirat, das den Kaiſer, wenn er durch Krankheit verhindert war, wirklich vertrat, alſo unter Umſtänden die Stelle eines Regentſchaftsrathes einnahm. Seit Ende 1836 war die neue Einrichtung ins Werk geſetzt.

Auch jetzt noch blieb Metternich's Einfluß der vorwiegende; das Einverſtändniß mit Erzherzog Ludwig gab ihm das Uebergewicht im Triumvirat und es galt wohl als die Regel, daß der Erzherzog der Erfahrung und Geſchäftskenntniß des Staatskanzlers ſich unterordnete. Indeſſen die Einrichtung ſelber enthielt doch eine kleine Beſchränkung ſeiner bisherigen Alleinherrſchaft; aufmerkſame Beobachter wollten auch bemerken, daß er ſich ſeltener aus der Nähe des Hofs entferne, als zur Zeit des verſtorbenen Kaiſers. Und es war in der That nicht mehr das alte Verhältniß; nahm man auch als die Regel an, daß der Oheim Kaiſer Ferdinands ſich vor der Einſicht Metternich's beuge, ſo waren doch auch Fälle zu verzeichnen, wo alle Routine und Geſchmeidigkeit des Staatskanzlers ſich an dem ſtarren Willen des Erzherzogs brach. Von Kolowrat nahm man aber im Allgemeinen, und nicht ganz mit Unrecht an, daß er ſich in einem gewiſſen Antagonismus zu Metternich befinde.

So ſtand die Eintracht dieſer merkwürdigen Regierungsmaſchine doch auf ziemlich ſchwachen Füßen. Der Schweizer Diplomat, den Schmidt benützt hat, ſchrieb darum auch gleich im Anfang (Jan. 1837): „Was ſich ereignen möchte, falls unter den Mitgliedern der Staatsconferenz abermalige Colliſionen eintreten, oder falls der eine oder andere dieſer Staatsmänner der irdiſchen Hinfälligkeit vor der Zeit ſeinen Tribut zahlen ſollte, läßt ſich nicht abſehen und erweckt bei Manchen Beſorgniſſe für die Zukunft“. Denn nicht nur die Eintracht, auch die Kraft der Regierungsmaſchine ſtand in Frage. Allen drei Männern fehlte die rechte Energie und ſie waren zudem gealtert an Thätigkeit und Willenskraft. Die Staatsconferenz ſelbſt entbehrte eines feſten inneren Kittes. Früh kam der Mißbrauch auf, die mündliche Berathung durch ſchriftliches Votiren zu erſetzen, ſo daß die neue

Einrichtung nur die Wirkung hatte, einen Mechanismus mehr zu schaffen. Die Staatsmaschine selbst keuchte müde in dem alten Geleise fort, durch keine Kraft gehindert, durch Niemanden gelenkt, und durch nichts getrieben, als durch sich selber, nach dem Gesetze der Trägheit. Metternich und Kolowrat haben so gut, wie später Hartig und Ficquelmont diesen Mangel eingesehen, aber es fehlte die Kraft, zu helfen.

Diese Hinfälligkeit des Systems blieb auch der Aussenwelt nicht mehr verborgen. Sie gab sich in der Laxheit kund, womit die überlieferte polizeiliche Maschine gehandhabt und die ganze Frucht ihres Bemühens ohne großen Aufwand von List und Muth illusorisch gemacht werden konnte. Sie offenbarte sich in den nationalen und constitutionellen Concessionen, die man den Magyaren machte. Nachgiebigkeiten, die nicht aus einer weisen Einsicht in das Nothwendige, sondern aus Furcht und Schwäche entsprangen. Ja am bezeichnendsten tritt diese Agonie zu Tage in den machtlosen Versuchen sich aufzuraffen und eine Umkehr vorzubereiten.

Ueber diesen letzten Punkt verdanken wir Schmidt werthvolle Mittheilungen. Schon in den dreißiger Jahren war die Frage einer Annäherung an das deutsche Zollgebiet wohl angeregt, aber auch wie so vieles Andere zu den Acten gelegt worden. Inzwischen hatte der preußische Thronwechsel im Jahre 1840 einen sichtbaren Ruck in allen deutschen Verhältnissen veranlaßt; der Vorsprung, den Preußen trotz seiner fügsamen Hingebung an die Metternich'sche Politik moralisch und materiell gewonnen hatte, ließ sich nicht mehr verkennen. Man fing an, in dem Zollverein etwas mehr zu sehen, als eine lediglich commercielle Verbindung; die Hebung nationaler und einheitlicher Stimmungen, die sich daran knüpfte, die Erweiterung des Gesichtskreises wie die Steigerung der materiellen Wohlfahrt blieben so wenig mehr unbeachtet, als die überragende Stellung, die durch alles dies Preußen in Deutschland zu erringen anfing.

Nach den Quellen, die unser Geschichtschreiber benützt hat, war es nicht Kolowrat und nicht Kübeck, sondern Metternich selbst, der in den letzten Monaten des Jahres 1841 den Gedanken eifrig ergriff: eine Zolleinigung Oesterreichs mit dem deutschen Verein herzustellen. Als er im Herbst sich auf Schloß Johannisberg aufhielt, fand er

auf seiner Rückreise durch Bayern und Schwaben Gelegenheit, persönlich „die wohlthätigen Resultate zu beobachten, die der deutsche Zollverein von Jahr zu Jahr in steigendem Maße offenbarte“. Ueberall in den ihm einverleibten Ländern fand er die Gewerbsamkeit und den Wohlstand in regem Aufblühen, eine Thatsache, die er nicht umhin konnte, „nach ihrem vollen Werthe“ anzuerkennen. Zugleich vernahm er vielfach von den höchstgestellten Männern des Zollvereinsgebiets den angelegentlichen Wunsch: daß Oesterreich mit seinen zum deutschen Bunde gehörenden Provinzen dem Zollverband beitreten, auf diese Weise ihm durch den geographischen Flächenraum von mehr als 3500 Quadratmeilen im Süden und Osten eine weite Ausdehnung und die noch fehlende Abrundung verschaffen, ihm die untere Donau und das adriatische Meer eröffnen und zugleich durch den Zuwachs einer mehr als zwölf Millionen betragenden Volksmenge ihm Europa gegenüber dasjenige Gewicht verleihen möge, das, um günstige Handelsverträge zu erzielen, ihm bisher mangle.

Metternich zeigte sich geneigt, dieser Anregung zu folgen; selbst die unverkennbaren Schwierigkeiten, welche die hergebrachte Gewöhnung, die Staatsmonopole, die Privilegien, die Verschiedenheit und Anomalie der einzelnen Kronlande, die herrschende Art der Verwaltung bereitete, schreckten ihn im ersten Augenblick nicht zurück; er war entschlossen, die Sache durchzuführen und zwar in der Weise, daß die gesammte österreichische Monarchie mit dem deutschen Zollverein in nähere Verbindung trat; denn nur auf diesem Wege konnte das Uebergewicht Oesterreichs in dem Verbande gesichert werden. Im November 1841 brachte Metternich seinen Vorschlag an die Staatsconferenz und fand dort günstige Aufnahme; der frühere Gouverneur der Lombardei, Graf Hartig, ward beauftragt, die Frage von allen Seiten zu beleuchten. Von den Verhandlungen, die darüber gepflogen wurden, gibt Effinger eingehende Berichte, die zumal bei dem Mangel anderer bewährter Mittheilungen großes Interesse gewähren; nicht nur weil sie in die wirklich großen Schwierigkeiten Einsicht geben, sondern namentlich auch, weil sie die Ermattung der ganzen Staatsmaschine erkennen lassen. Volle zwei Jahre zog sich die Verhandlung hinaus, aber immer müder und gleichgültiger; was anfangs mit einem gewissen Feuer ergriffen war, verflüchtigte sich mit jedem

Tage mehr zu frommen Wünschen für eine entferntere Zukunft. Die Klippen, an denen der Plan schließlich zerschellte, waren wie Schmidt richtig sagt: der Ueberfluß an erschlaffender Behaglichkeit und der Mangel an durchgreifender Energie. Es war ein Ermannungsversuch, der nur eben die Hoffnungslosigkeit der Ermannung sprechend darlegte; es ging wie eine Ahnung durch die Köpfe der leitenden Männer, daß es auf dem gewohnten Wege auf die Dauer nicht mehr gehe, aber es fehlte die entschlossene Kraft, einen andern einzuschlagen.

Wenn demnach in der innern Politik das System nur noch behauptet ward, weil man sich die Macht nicht mehr zutraute, es zu ändern, so war in den auswärtigen Verhältnissen der Abfall von den eigenen Traditionen fast noch eclatanter. In den russisch-türkischen Händeln und der Erhebung Griechenlands war die Schwäche des früher so laut verkündigten Princips zuerst offenbar geworden; die Julirevolution und ihre Consequenzen, namentlich die Preisgebung des Königreichs der Niederlande, gab ihm einen zweiten Stoß; aber am fühlbarsten ward es doch verleugnet in der Republik Krakau. Ein staatliches Dasein, das die Verträge von 1815 feierlich sanktionirt, wurde zerstört und der Staatsmann, der unter den Mitlebenden allein noch leitenden Antheil an jenen Verträgen gehabt, bot selbst die Hand dazu, dieselben zu zerreißen und Oesterreich mit den Spolien dieser Umwälzung auszustatten. Der so oft bekannte Grundsatz, die bestehenden territorialen Verhältnisse zu erhalten und die bestehenden Rechte, gleichviel wie sie immer entstanden waren, zu conserviren, war nun nicht mehr blos in Schwanken gerathen, sondern die Politik Metternich's konnte ihn fortan überhaupt nicht mehr anrufen, ohne daß ihre eigenen Thaten Zeugniß gegen sie ablegten.

Neben dieser zunehmenden Unsicherheit in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ist nichts so charakteristisch als die Angst, womit man jedem Schritte der neuen Regierung in Preußen zusah. Diese Stimmung war so wenig ein Geheimniß, daß der Schweizer Diplomat, aus dessen Aufzeichnungen Schmidt Auszüge gibt, darüber regelmäßig Buch führte. Man traute in Wien von Anfang an Friedrich Wilhelm IV die feste Anhänglichkeit an das herrschende System nicht zu, worin man die Regierung des Vorgängers hatte zu erhalten wissen. Man sah mit Unruhe seine Reise nach England;

man ſah trotz alles Mißtrauens gegen Rußland doch ungern das Band engen Einverſtändniſſes ſich lockern, das bisher die Höfe von Berlin und Petersburg verknüpft hatte; man ſah mit ernſtem Bedenken den König auf dem Wege ſeiner ſtändiſchen Reformen fortſchreiten und im Herbſt 1842 die vereinigten Ausſchüſſe in Berlin zuſammentreten. In den diplomatiſchen Kreiſen der Kaiſerſtadt ward als die Anſicht Metternich's verbreitet: daß er es für ſeine Pflicht halte, „einerſeits die Uebereinſtimmung in Bezug auf die europäiſchen Fragen, ſowie auf die deutſchen Bundesangelegenheiten zu bekräftigen; andererſeits und ganz beſonders, geſtützt auf ſeine langjährigen Erfahrungen an der Spitze der Geſchäfte, den König auf die nachtheiligen Folgen für die Regierungsgewalt in Preußen und ſomit für das conſervative Princip überhaupt aufmerkſam zu machen, die aus zu raſch aufeinander folgenden, den politiſchen Ideen unſeres Jahrhunderts gebrachten Conceſſionen hervorgehen könnten". Die Beſorgniß wuchs, als man im Laufe des Jahres 1843 die Gewißheit erhielt, daß der König ſich perſönlich mit der Auffindung von Normen beſchäftigte, die dem Leben der Provincialſtände eine veränderte Form und einen größeren Spielraum geben ſollten. Schmidt glaubt aus den ihm vorliegenden Mittheilungen mit Gewißheit ſchließen zu dürfen, daß des Königs Entwürfe — im Weſentlichen der ſpäteren Inſtitution des Vereinigten Landtags entſprechend — um die Mitte des Jahres 1844 fertig waren und daß es damals in ſeinen Wünſchen lag, die neue Verfaſſung mit dem Jahre 1845 ins Leben zu rufen. Aus denſelben Quellen geht denn auch hervor, daß Oeſterreich ſich die größte Mühe gab, das zu hindern. Schon im Auguſt 1844 hatte das Wiener Cabinet vom Inhalt der „königlichen Entwürfe" Kenntniß. Obwohl man zugab, daß die Verfaſſung „durchaus conſervativ" gehalten ſei, fanden die Entwürfe doch bei dem „Cabinet keinen beſonderen Anklang"; vielmehr riefen ſie ſofort „wohlmeinende Vorſtellungen hervor über die Schwierigkeit, auf der einmal betretenen Bahn ſich nicht von den Umſtänden fortreißen zu laſſen", und überdies „noch andere Bedenken". Man ſagte ſich nämlich (und dies Geſtändniß ſollte für die preußiſche Politik nicht verloren ſein): „daß die unwiderrufliche Einführung des conſtitutionellen Princips in Preußen, ſie möge in noch ſo durchaus

conservativem Sinne geschehen, eine außerordentliche Rückwirkung auf ganz Deutschland üben müsse. Ungeahnte Erscheinungen dürften in den öffentlichen Zuständen auftauchen und das constitutionelle Deutschland darauf hingewiesen werden, sich vorzugsweise an Preußen anzuschließen, das auf diese Weise mit dem überwiegenden Ansehen, das ihm der Zollverein verleihe, noch eine andere Art von Suprematie verbinden würde".

Das Geständniß ist jedenfalls von hohem Werthe, daß Metternich jeden liberalen Schritt Preußens als eine Stufe zum Vorrang über Oesterreich ansah; gewiß eine fruchtbare Lehre für die, welche die Doctrin erfunden haben: Preußen müsse sich aus conservativer Solidarität ins Schlepptau aller österreichischen Reactionsmaßregeln nehmen lassen. War doch der Widerwille gegen die ständischen Regungen in Preußen so lebhaft, daß man darum selbst eine der letzten guten Traditionen, die Selbstständigkeit gegen Rußland, preiszugeben und (1846) eine innigere Verbindung mit dem Petersburger Hofe einzugehen bereit war, vornehmlich um eine Stütze dort zu finden gegen die liberalisirenden Tendenzen in Preußen. Im Ganzen überall dieselbe trostlose Taktik, in Deutschland wie in Italien; damit das morsche Flickwerk des „Systems" in Oesterreich noch eine kurze Frist erlange, mußte die gesunde Entwicklung der anderen Nationen gehemmt werden.

Aber nach der Mitte der vierziger Jahre nahm das Gefühl der Unhaltbarkeit dieser Stellung doch mit jedem Tage zu; schon die ärgerliche Concurrenz Preußens erlaubte es nicht mehr, in der Position der Abwehr und Verneinung zu verharren. Wie damals in Berlin der Gedanke auftauchte, die Preßgesetzgebung am Bund zur Sprache zu bringen und die Censur zu beseitigen, beschloß man in Wien eine Sendung nach der preußischen Hauptstadt, um zu erklären, daß man bereit sei, den Anträgen Preußens entgegenzukommen und den Vorschlag der Aufhebung der Censur „als Präsidialantrag" an den Bundestag zu bringen. Wie der gut unterrichtete Effinger damals schrieb (April 1847), war man in Wien darauf gefaßt, daß Preußen das nicht gerade gern sehen würde, weil ihm „dadurch die Popularität der Maßregel entgieng".

Ja noch mehr! Metternich sprach in der Staatsconferenz seine

Ueberzeugung aus, daß nun auch Oeſterreich dringende Veranlaſſung habe, dem Beiſpiel Preußens auf der Bahn politiſcher Reformen zu folgen. Es wurden Pläne vorgelegt, nach welchen die erweiterten Provincialſtände die Grundlage der allgemeinen Reichsverfaſſung bilden ſollten, vielleicht in der Abſicht, ſo wie es in Preußen verſucht worden war, eine Vereinigung ſtändiſcher Ausſchüſſe zu bewirken. Nach den diplomatiſchen Berichten fand Metternich einen eifrigen Verbündeten an Kübeck, dagegen in der Staatsconferenz offenen Widerſtand; öſterreichiſche Stimmen ſelbſt bezeichnen beſonders den Erzherzog Ludwig als das Hinderniß gegen jede leiſe Abweichung von der abſoluten Ordnung der Dinge.

Eine große Bedeutung möchten wir indeſſen dem nicht beilegen; am wenigſten mit dem Verfaſſer der „Geneſis“ in den Vorſchlägen Metternich's einen Schritt „von unberechenbarer Tragweite erblicken, welcher den Weg zu einer conſtitutionellen Einrichtung der Monarchie anbahnen konnte.“ Alle dieſe Anwandlungen gingen nicht aus der Tiefe der Ueberzeugung von einem nothwendigen Umſchwung oder aus einer langſamen Durcharbeitung eines ſtaatsmänniſchen Gedankens hervor; es waren nur Auskunftmittel, die der Moment erzeugte und auch wieder begrub. Daß Preußen ſo vorging und man die Concurrenz nicht mehr mit ihm beſtehen konnte, blieb immer das erſte Motiv der ſcheinbar geänderten Politik; weil man zunächſt nur auf dieſem Wege dem preußiſchen Einfluß in Deutſchland die Wage halten konnte, griff Metternich mit der ihm eigenen Geſchmeidigkeit zu dieſen neuen Mitteln und verſuchte es einmal mit Projecten von Zolleinigung, Preßfreiheit und ſtändiſchen Reformen, lauter Dingen, die er bisher verdammt hatte. Wir können dabei nirgends den Ernſt entdecken, der nothwendig iſt, um ſolch eine Wendung fruchtbar zu machen. Die Ausführung wenigſtens läßt nicht ſehen, daß der öſterreichiſche Staatsmann mit dem Glauben daran ging, damit den Staat zu retten. Die Vorſchläge werden plötzlich gemacht und eben ſo plötzlich aufgegeben. Derſelbe Mangel an Feſtigkeit und Energie, durch den frühere Projecte begraben worden waren, behauptete auch hier den Sieg. Drum ſcheinen uns dieſe und ähnliche Regungen alle nur nach einer Seite ein geſchichtliches Intereſſe zu gewähren, daß ſie die hilfloſe Lage des Staats und ſeiner Lenker bezeichnen. Denn

sie beweisen, daß der Glaube an die Allmacht der alten Mittel tief erschüttert war, daß die Leiter an den eigenen so oft verkündigten Principien anfingen zu verzweifeln; und sie zeigen uns zugleich das lehrreiche Schauspiel eines Regiments, das von der Ahnung dieser Lage ergriffen, flüchtige Anwandlungen empfindet, die Lage zu ändern, und dem doch aller Nerv und aller Wille abgeht, diese Aenderung zu vollbringen.

Es war das um die Zeit, wo sich der Knoten der Schweizer Verwicklung zu schürzen anfing, die bestimmt war, der Metternichschen auswärtigen Politik die letzte und empfindlichste Niederlage zu bereiten. Dieselbe nahm bekanntlich ihren Ausgang von der Berufung der Jesuiten nach Luzern. Unser Geschichtschreiber legt Nachdruck darauf, daß Metternich der ultramontanen Richtung nicht angehörte, vielmehr der Erfüllung ihrer Lieblingswünsche beharrlich widerstrebte und dafür die gründliche Abneigung jener Partei gegen sich weckte. Denn er galt als der einflußreichste Gegner der schon unter Kaiser Franz wachgewordenen Tendenz, mit der Gesetzgebung des achtzehnten Jahrhunderts offen und gründlich zu brechen. Eben deßhalb, sagt Schmidt, war Metternich der kirchlichen Partei und insbesondere der Erzherzogin Sophie vielfach ein Dorn im Auge; sie betrachteten ihn gewissermaßen als ein Hemmniß für die der Dynastie heilsamste Leitung der Angelegenheiten; sie am ehesten hätten schon in den dreißiger Jahren seinen Fall oder Abgang leicht verschmerzt; und sie vor Allem waren es auch, die zu Anfang des Jahres 1848 an seinem Sturze arbeiteten, noch bevor die Revolution diesen Sturz begehrte. Man kennt die Folgen. Was Metternich verhindert hatte, wurde nach seinem Sturze durch die Verordnung vom 18. April 1850 und durch das Concordat vom Jahr 1855 in vollem Maße gewährt; unter der falschen Firma der Freiheit erhielt die katholische Kirche die Herrschaft über Oesterreichs Völker, die Bischöfe eine lähmende Obmacht über die landesfürstlichen Behörden, und die Dynastie in dem Papste einen auswärtigen Mitregenten oder Herrn.

Aber Schmidt fügt auch ausdrücklich hinzu, daß Metternich trotz dieser Stellung doch wieder zu schwach war, um dem Andrang der ultramontanen Hofpartei gegenüber an allen Consequenzen des Princips mit Nachdruck festzuhalten, daß er vielmehr bedacht war, die

principielle Entfremdung durch ein gewisses Entgegenkommen in der Praxis abzustumpfen. So wurde zwar die josephinische Gesetzgebung grundsätzlich festgehalten, aber bei der Handhabung ihrer Vorschriften ließ er die laxere Praxis zu, welche die kirchliche Partei als Surrogat ihrer Forderungen in Anspruch nahm. Sie bestand darin, daß man zu Gunsten des Klerus die Nichtbefolgung einer Reihe von Gesetzen und Vorschriften in einzelnen Fällen theils stillschweigend duldete, theils sogar unter der Hand begünstigte. Die Folge war eine Halbheit und Unsicherheit, die zur unerschöpflichen Quelle von Conflicten, namentlich zwischen den berechtigten Unterbehörden und der usurpirenden Geistlichkeit ausschlug. Aehnliche Nachgiebigkeiten ließen sich in der polizeilichen Bereitwilligkeit, der klerikalen Partei behülflich zu sein, und in dem Verfahren gegen Akatholiken bemerken; zwar reichte das Alles nicht hin, die Ungeduld hierarchischer Begehren zu befriedigen, allein es geschah doch allenthalben genug, um dieselben zu kühneren Forderungen zu ermuthigen.

Ein klares und energisch verfochtenes Princip hat auch in diesen Fragen den österreichischen Staatsmann nicht geleitet. Er war nichts weniger als devot oder mittelalterlicher Romantik zugänglich; sein Wort: „ich bin immer nüchtern gewesen", galt auch hier. Zudem entsprach seinen politischen Anschauungen die strengste Controle auch über die Kirche, und die Mitregentschaft gefährlicher Orden, wie die Jesuiten waren, konnte nie in seinen Wünschen liegen. Aber der ultramontanen Strömung in den höchsten Regionen hatte er doch weder den Ernst einer tieferen Ueberzeugung, noch die Schärfe eines staatsmännischen Princips entgegenzusetzen; er lavirte, so gut es ging. Dem was Schmidt aus den inneren Verhältnissen Oesterreichs anführt, lassen sich verwandte Exempel an die Seite stellen. Eine Correspondenz mit einer süddeutschen Regierung aus den Jahren 1845 und 1846, die uns vorgelegen hat, gibt den Beweis, daß Metternich in dem damals begonnenen Conflict zwischen Staats- und Kirchengewalt mit größtem Eifer Partei nahm für die letztere und sein Rath ganz offen dahin ging, mit Rom und dem Episcopat so zu capituliren, wie es nach seinem Sturz in Oesterreich geschehen ist.

Dasselbe Schwanken ließ sich auch in seinem Verhalten zu den Jesuiten wahrnehmen. Ursprünglich ihr Gegner und ihrem Eindringen

nach Oesterreich widerstrebend, milderte er, mit Rücksicht auf die Umstände, seine Opposition, vertauschte seinen Widerstand erst mit einer passiven Haltung, dann mit einer gewissen Connivenz, in welcher nur hie und da die eng gezogenen und verclausulirten Normen an das alte Mißtrauen gegen den Orden erinnerten.

In dieser Lage erfolgte die Jesuitenberufung nach Luzern und die Stiftung des Sonderbundes. Zu diesem letzteren hatte er selber einst, als es sich in den dreißiger Jahren um die Bundesreform handelte, unzweideutig gerathen, und auch jetzt billigte er dessen Abschluß, insoferne damit eine compakte Widerstandspartei gegen alle Reformbestrebungen in Bundessachen gebildet war. Die enge Verknüpfung freilich mit der Jesuitenfrage war nicht nach seinem Sinne; indessen wer das Eine wollte, durfte, so wie die Parteiverhältnisse lagen, auch dem Andern sich nicht widersetzen. So kam der österreichische Staatsmann in eine halb unfreiwillige Solidarität mit dem Orden, den er nie geliebt, und ließ sich zugleich in eine Verwicklung ein, deren Folgen, damals allerdings noch unberechenbar, Metternichs eigene Stellung, wie die Existenz Oesterreichs erschüttert haben.

Die einzelnen Vorgänge, über welche natürlich die schweizer Diplomaten, die Schmidt benützt hat, sehr genauen Bericht geben, sind überaus charakteristisch; sie zeichnen vortrefflich seine Widersprüche und Verlegenheiten, die Schwäche seiner Stellung und die Agonie des ganzen Regimeuts in Oesterreich. Im Anfang (Jan. 1845) sprach Metternich sein Bedauern über die Jesuitenberufung unumwunden aus, wiewohl er der Luzerner Regierung das Recht dazu nicht bestritt; er gab sich in Luzern selbst, wie bei dem Provincial in Freiburg alle Mühe, den Einzug des Ordens zu hintertreiben. Er setzte die europäische Diplomatie zum gleichen Zwecke in Bewegung und wandte sich selbst nach Rom, um den päpstlichen Stuhl zu überzeugen: „daß es im wohlverstandenen Interesse der katholischen Kirche liege, im versöhnlichen Sinne aufzutreten, und zur Vermeidung von Bürgerkrieg, den Jesuitenorden zu vermögen, von der ihm in Luzern eingeräumten Vergünstigung keinen Gebrauch zu machen.“ Indessen auch er sollte die Erfahrung machen, daß es das undankbarste aller Geschäfte ist, den blinden Uebermuth einer siegestrunkenen Priesterpartei zügeln zu wollen. Er scheiterte in Luzern wie in Rom;

vielleicht, weil ihm an beiden Stellen eine geheime Diplomatie entgegengewirkt hat, die von dem bigotten Kreiſe am Wiener Hofe ausging; da trat bei ihm eine merkwürdige Schwenkung ein; er befreundete ſich mit der Idee einer Bundesreform (Mai 1845); die eidgenöſſiſchen Bundesbehörden ſollten mit größerem Einfluß und verſtärkter ausübender Gewalt ausgeſtattet und durch eine uneigennützige Mediation der Mächte die Erreichung dieſes Zieles erleichtert werden. Alſo eine Stellung gegen die Jeſuiten und in gewiſſem Sinne ſelbſt gegen den Sonderbund; ſo faßte es auch die überraſchte Diplomatie auf und der ſchweizer Geſchäftsträger ſelbſt hielt für nöthig, wiederholt Erkundigungen einzuziehen, ob ſein Gehör ihn nicht getäuſcht hatte. Allein es war doch nur eine flüchtige Anwandlung, ähnlich jenen früher erwähnten Verſuchen der Reform, todtgeboren oder doch ohne dauernde Fähigkeit des Lebens. Die überlieferte Gewöhnung, in welcher er die Schweizer Dinge ſeit einem Menſchenalter behandelt hatte, und wohl auch der Druck der Ultramontanen über ihm hat die Anwandlung raſch beſeitigt. Wenige Tage, nachdem der diplomatiſche Vertreter der Schweiz gemeldet hatte, daß in Wien die Frage der Bundesreform „wirklich beſprochen" worden ſei, erfolgte zu Paris die Erklärung: „daß der Wiener Hof keinen Grund mehr habe, ſich der Inſtallirung der Jeſuiten in Luzern zu widerſetzen", und zugleich der Vorſchlag: in einer gemeinſchaftlichen Note die Tagſatzung von jeder Einmiſchung in cantonale Angelegenheiten abzumahnen. Die Rückkehr ins Lager des Sonderbundes und der Jeſuiten war alſo vollſtändig.

Während die Schweizer Angelegenheiten ſich zu einer Sache von europäiſcher Bedeutung geſtalteten und wie eine ſpäte Vergeltung für die Tage von Laibach, Troppau und Verona den moraliſchen Nimbus der alten Politik gründlich zerſtörten, bereitete ſich zugleich die Kriſis im Weſten vor, welcher die Julidynaſtie und das conſtitutionelle Königthum in Frankreich erlegen iſt. In Italien trat die Reſtaurationspolitik faſt allenthalben den Rückzug an; man erlebte das Unerhörte in raſcher Folge: Reformen im Kirchenſtaat, eine Conſtitution in Neapel. Wer damals auch nur in der Stellung eines beſcheidenen Beobachters den Dingen nahe ſtand, vermochte ſich dem Vorgefühl einer großen Weltkriſis nicht zu entziehen, auch wenn er kein Politi-

ker von Fach war. Merkwürdig genug! die Wiener Staatskunst, die seit dreißig Jahren die nahe Revolution jener Zeit geweissagt und von der Angst vor dieser Katastrophe recht eigentlich gezehrt hatte, war nie weniger besorgt, als in dem Augenblick, wo die Revolution wirklich nahe war. Man dachte an die Möglichkeit eines Ministerwechsels in Frankreich, aber nicht an eine Revolution, am wenigsten an eine Revolution, die bis an die Pforten der Wiener Hofburg vordrang. Noch einmal regten sich schüchterne Reformgelüste in den ersten Wochen des Jahres 1848; aber sie blieben impotent, wie die früheren. Ja als die erschütternde Botschaft von der Februarkatastrophe in Wien eintraf, regte sich der alte Tic: nun vorerst nichts zu thun, damit das Gewährte nicht als erzwungenes Opfer erscheine! So sicher fühlte man sich noch in Oesterreich vor jeder Rückwirkung der Revolution im Westen.

Dabei ist Eines von hohem Interesse und ungemein charakteristisch für die Eigenthümlichkeit dieses Staatswesens: der Rollenwechsel, der sich plötzlich im reactionärsten und ultramontansten Kreise des Hofes zutrug. Auch der Schweizer Diplomat, den Schmidt benützt hat, bestätigt nämlich, was von anderer Seite schon angedeutet ward; daß man dort seit der Botschaft vom 24. Februar alle Fassung und Zuversicht verloren hatte und nur in weit gehenden Concessionen die Rettung sah. Hatte man sich vorher über Metternich geärgert, daß er in der Schweizer Jesuitenfrage nicht eifrig genug mitging, so erschien die zaudernde Abwehr, die er jetzt liberalen Gewährungen entgegenstellte, nun ein neuer Grund zur Anklage. Der Gang der Dinge vom 6. bis zum 13. März läßt denn auch kaum einen Zweifel darüber, daß der Sturm, der sich unten vorbereitete, in jenen höchsten Kreisen eine Stütze und selbst eine verständliche Ermuthigung fand. Der sprüchwörtlich gewordene „Dank" sollte sich auch an Metternich erfüllen.

Die letzten Stunden von Metternichs Herrlichkeit sind nicht dazu angethan, den Glauben zu widerlegen, daß es ihm jederzeit an festen staatsmännischen Principien und dem sittlichen Halt einer tiefgewurzelten Ueberzeugung gefehlt hat. Schritt vor Schritt ließ er sich nun Gewährungen abnöthigen, die er unzählige Male als verderblich bezeichnet hatte; er transigirte mit allem dem, dessen Bekämpfung er so oft als die Aufgabe seines Lebens pries. Auch die noch

zuletzt ſo zuverſichtlich bekannte Maxime, daß man ſich Neuerungen nicht dürfe abtrotzen laſſen, war nun vergeſſen; nie iſt eine politiſche Veränderung ſichtbarer unter der Wirkung des Zwanges erfolgt als dieſe. Metternich ſchien ſeine „Principien" wie ſeine Ueberlieferungen abgeſtreift zu haben; er rechtfertigte nun den Vorwurf derer, die ihm nachgeſagt, er ſei von Hauſe aus kein Abſolutiſt geweſen, denn er ging mit einem gewiſſen Gleichmuth, ohne ſichtbares Zeichen der Reſignation, in die neue Strömung ein, die ſeine Vergangenheit verurtheilte. Nur, daß er lieber die Stelle, als das Syſtem aufgeben mußte — der Gedanke ſcheint ihm nicht gekommen zu ſein. Es bedurfte auch hier der handgreiflichen und plumpen Drohung, bis dies letzte Opfer gebracht war.

Unſer Autor hat vollkommen Recht, wenn er das freigebige Lob etwas beſchränkt, das radicale wie conſervative Stimmen der „Würde" geſpendet haben, womit Metternich von dem Schauplatz einer vierzigjährigen Thätigkeit abtrat. Gewiß von ſeiner äußern Haltung in der Kataſtrophe war das zu rühmen: er bewahrte beim Rückzug die Form und die anmuthige Nonchalance des „perfecten Cavaliers", womit er in den Tagen der Macht die Freunde bezaubert die Gegner geblendet hatte. Aber eines großen Staatsmannes würdig war es doch nicht, nun mit einem Male alle die Principien zu verleugnen, nach denen die Welt ein Menſchenalter lang gemodelt worden war, und geſchmeidig mit der Revolution ſich abzufinden, wie vorher mit der heiligen Allianz. Der rechte zähe Glaube an eine gute Sache, die unerſchütterliche Feſtigkeit einer politiſchen Ueberzeugung iſt wenigſtens darin nicht zu erkennen. Was bei Gentz ſo oft durchblickt — der Unglaube an die eigne Sache und das Genügen mit einer Politik von Hand zu Mund — davon iſt auch der Herr und Meiſter nichts weniger als frei geweſen, und ihm war die herbere Probe auferlegt. Denn Gentz hat es noch „ausgehalten", Metternich nicht mehr.

Ein ſehr vorſichtiges aber in mancher Richtung durchaus zutreffendes Urtheil ſpricht der oft erwähnte Schweizer Diplomat bei Gelegenheit der Kataſtrophe aus. Fürſt Metternich, ſagt er, fiel, nicht wie der einflußreichſte Miniſter eines Staates, wo alle inneren Angelegenheiten des Landes collegialiſch behandelt werden, ſondern wie

ein absoluter Souverän, zu dem die Wahrheit nicht zu dringen vermag. Bei vorrückendem Alter trat er selten aus einem kleinen ihm ganz ergebenen Cirkel heraus, der ohne seinen hellen Geist zu besitzen seine dem System der dynastischen Politik angehörenden politischen Grundsätze theilte und seine religiösen Ueberzeugungen überbot, vor Allem aber bemüht war, ihm Alles zu verschweigen, was ihn unangenehm berühren mußte. Nur in der Staatsconferenz und im Auslande zuweilen auf Widerspruch stoßend, war er — in den Ideen einer andern Zeit lebend, wo er dem Kaiserhause große Dienste geleistet — nicht im Fall wahrzunehmen, daß auch in Oesterreich die Gesinnungen der Gegenwart eingedrungen waren.

Es wäre interessant zu wissen, mit welchen Empfindungen Metternich die zehnjährige Sisyphusarbeit seiner Nachfolger betrachtet hat; vielleicht geben uns darüber einmal Aufzeichnungen Aufschluß, deren er ohne Zweifel über verschiedene Perioden seines Lebens hinterlassen hat. In den verhängnißvollen Maitagen des verflossenen Jahres tauchte sein Name noch einmal in der Presse auf; er sollte, so hieß es, um Rath gefragt worden sein und das Votum abgegeben haben: man müsse freisinnige Concessionen machen. War es schadenfrohe Vergeltung für den drohenden Sturmruf, womit ihn einst Alexander Bach aus dem Sattel gehoben, oder regte sich wirklich noch einmal die Anwandlung zu einer Wendung wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren über ihn gekommen war? Sein Name und sein Rathschlag ist aber damals rasch verklungen im Getöse welterschütternder Ereignisse. Wir hörten nur noch einmal des Mannes Erwähnung thun, und auch da flüchtig genug, als sein Tod erfolgte; ein Ereigniß, das in einer andern Zeit die Welt in Bewegung gesetzt, ging jetzt fast unbemerkt vorüber. Denn der Todesfall war, recht ominös, eingefaßt zwischen die blutigen Tage von Magenta und Solferino.